SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 34 • Jahrgang 1999

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-214-9

Inhalt

300 Jahre Akademie ? Preis der Leibniz-Sozietät für Geisteswissenschaften >>>

Wolf gang Eichhorn, Wolf gang Küttler

Geschichte in möglichen Perspektiven denken.
Formationsentwicklung im 19. und 20. Jhd. >>>

Gerd Friedrich

Zur Krise des Akkumulations- und Regulierungsmechanismus der Wirtschaft >>>

Joachim Herrmann

Vorkapitalistische Gesellschaftsformationen und historische Epochen >>>

Dieter Metzler

Achsenzeit. Zur Entwicklung eines geschichtsphilosophisehen Epochebegriffs
für das Altertum. Thesen zur Brauchbarkeit des Achsenzeit-Konzepts >>>

Peter H. Feist

Bildende Kunst am Ende des 20. Jahrhunderts. Bemerkungen anläßlich
der Jahrhundertausstellung der Berliner Staatlichen Museen >>>

Johannes Irmscher

Goethe in seinem Verhältnis zum kontemporären Griechenland >>>

Berichte

Manfred Neuhaus

Zum Stand der Arbeit an der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) >>>

LEIBNIZ-SOZIETÄT e. V.

Preis für Geisteswissenschaften anläßlich des 300. Jahrestages der Leibnizschen Akademiegründung

Im Jahr 2000 jährt sich zum 300. Mal die von Gottfried Wilhelm Leibniz initiierte Gründung der „Societät der Wissenschaften".
Anläßlich dieses Jubiläums verleiht die Leibniz-Sozietät einen

Preis für Geisteswissenschaften

Der Preis in Höhe von fünftausend DM wird von Frau Silvia Markun-Holz (Schweiz) gestiftet.

Er wird während der Festveranstaltung
des Leibniz-Tages am **29. Juni 2000** verliehen.

Mit dem Preis wird eine schriftlich einzureichende Arbeit einer Wissenschaftlerin/eines Wissenschaftlers im Alter von bis zu 40 Jahren ausgezeichnet. Die Arbeit soll der Leibnizschen Tradition enzyklopädischen Denkens nahe stehen. Leibniz' Interesse galt in besonderem Maße der methodischen und philosophischen Begründung zeitgenössischer wissenschaftlicher Studien, von der Philosophie über die Rechtswissenschaft und Geschichte bis zur Mathematik und Sprachwissenschaft. In diesem Sinne soll die auszuzeichnende Arbeit disziplinüberschreitend Probleme behandeln, welche die geistige Kultur unserer Zeit bewegen.

Die Arbeit ist bis zum **15. Mai 2000** bei der Leibniz-Sozietät einzureichen. Es können Arbeiten eingereicht werden, die in jüngster Zeit bereits publiziert wurden. Sie sollen nach Möglichkeit bereits verteidigt sein.

Über die Vergabe des Preises entscheidet eine von der Leibniz-Sozietät bestimmte Jury.

Interessenten melden sich bitte bei:

Prof. Dr. Wolfdietrich Hartung
Heidekampweg 127
12437 Berlin
Tel.: (030) 53 269 03
E-mail: WodHartung@aol.com

Berlin, den 9. Dezember 1999
Der Vorstand der Leibniz-Sozietät

Wolfgang Eichhorn/Wolfgang Küttler

Geschichte in möglichen Perspektiven denken. Formationsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert

In dem Buch „...daß Vernunft in der Geschichte sei..."[1], das vor zehn Jahren erschien, unternahmen wir den vorsichtigen Versuch, einige Fragen der marxistischen Formations- und Revolutionstheorie im gesamthistorischen Zusammenhang und vor allem für das 19. und 20. Jahrhundert kritisch zu behandeln, soweit es damals möglich schien und uns selber bewußt war. Die Zäsur von 1989/90 und das folgende Jahrzehnt – zumal die jüngsten Ereignisse auf dem Balkan, insgesamt aber die dominierenden Tendenzen von Wirtschaft und Politik im „globalen" Kapitalismus – erwecken sicherlich Zweifel an dem kühnen Anspruch des Hegel-Zitats.[2] Doch andererseits lassen gerade diese Erfahrungen ebenso wie die kritische Reflexion des gescheiterten sozialistischen Versuchs die Verbindung von Vernunft, geschichtlichem Handeln und Geschichtserkenntnis um so dringlicher werden. Ist das unter den einschneidend veränderten Bedingungen ausgangs dieses Jahrhunderts realistisch? Und hält der Marxsche Formationsansatz, der unserem Nachdenken über Vernunft und Fortschritt substantiell zugrunde lag, dafür überhaupt noch tragfähige Denkpotentiale bereit, zumal er gegenwärtig in den etablierten Geistes- und Sozialwissenschaften im Einklang mit dem Trend, „große Theorien" abzulehnen, kaum mehr wahrgenommen wird?

Hier ist Tiefenprüfung gefordert. Sie muß beim theoretischen Instrumentarium ansetzen, das der Begriff „Gesellschaftsformation" impliziert und das eine recht zwiespältige Wirkungsgeschichte hat. Mit ihm verbindet sich einerseits ein philosophischer Ansatz, der wie kein anderer die geschichtliche Entwicklung zu erschließen vermag, und er hat in diesem Sinne seine methodologische Fruchtbarkeit vielfach erwiesen.[3] Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß praktisch-politische Konzepte, die durch diesen Ansatz theoretisch stringent begründet zu sein schienen, in gravierenden Fällen versagten. Das gilt vor allem vom Scheitern des von 1917 ausgehenden antikapi-

talistischen Gesellschaftsversuchs.[4] Die gravierende Distanz zu dem, was wir vor 1989 im Hinblick auf die Formationstheorie und ihre Anwendung dachten, läßt sich vielleicht in den Satz bringen: Der Sozialismus und damit auch seine formationsgeschichtliche Perspektive sind für uns wieder geworden, was sie methodisch und strategisch immer hätte sein sollen: ein nach vorne offenes Problem, das von seinen historischen und theoretischen Grundlagen her und auf Grund immer neuer praktischer Erfahrungen auch immer neu zu durchdenken und zu erschließen ist.[5]

Wir befinden uns damit, zeitversetzt, in einer ähnlichen Ausgangssituation wie Marx, nämlich vor der Frage, wie die gesellschaftlichen Perspektiven der Menschheit heute überhaupt theoretisch zu denken sind, welche Transformationsrichtungen, welche Gestaltungsmöglichkeiten und -prinzipien und welche Subjekte möglichen und notwendigen gesellschaftlichen Fortschritts es gibt oder geben kann. Im Sinne dieser Fragen wollen wir uns im folgenden vor allem auf das Wie? möglicher formationstheoretischer Neuansätze konzentrieren.

1. Der formationstheoretische Ansatz des „Kapital"

Dafür kann es zunächst hilfreich sein, sich in die Ausgangssituation von Marx im europäischen Vormärz und danach hineinzudenken. Wie Helmut Bock gezeigt hat[6], gibt es aufschlußreiche Analogien zur Gegenwart. Es geht uns dabei nicht so sehr um die vielleicht tröstende Retrospektive, daß nach 1815 auch im Europa der Heiligen Allianz 1830 und 1848 neue Revolutionenswellen folgten, die Restauration also nicht das letzte Wort sich vollendender Geschichte bedeutete. Wichtiger ist vielmehr die neue Qualität dieser Prozesse und das Ungenügen der tradierten Denkweisen im Hinblick auf die präzedenzlosen Umwälzungen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, die mit der industriellen Revolution und der Entstehung der neuen sozialen Frage des Gegensatzes von Kapital und Arbeit verbunden waren.

Das erforderliche Umdenken erwies sich auch damals gerade wegen der Verunsicherung über diese Tiefenprozesse als äußerst schwierig. Denn vieles deutete auf eine Kontinuität tradierter Probleme hin. Vorindustrielle kapitalistische Verhältnisse hatten schon eine über 300jährige Entwicklung

durchlaufen und den Gegensatz feudaler und bürgerlicher Verhältnisse und Denkweisen, vor allem aber einen ganzen Zyklus bürgerlicher Revolutionen hervorgebracht, einschließlich der großen französischen von 1789. In diesem Zeichen standen alle Richtungen der Aufklärung, die klassische Philosophie und Literatur, und, was die äußerste Linke anging, auch die Anfänge sozialistischer und kommunistischer Bewegungen seit Babeuf.

Die innovative Leistung von Marx beschränkte sich nicht darauf, daß er hinter diesen zumal in Deutschland nach wie vor beherrschenden Entwicklungstendenzen und Denkweisen die neue Qualität der industriekapitalistischen Widersprüche als perspektivisch entscheidend erkannte. Das hatte er mit anderen kritischen Geistern dieser Periode durchaus gemeinsam. Vielmehr verband er – gerade die nächststehenden linken Traditionen kritisierend – die Historisierung des philosophischen Materialismus mit der Kritik und Analyse der Ökonomie der bürgerlichen Gesellschaft zu einem Neuansatz, um gesellschaftliche Perspektiveinsichten aus der wissenschaftlichen Erklärung der bestehenden Verhältnisse und ihrer Genesis zu gewinnen. Dies für den Industriekapitalismus, für sein geschichtliches Werden und Wirken, für seine Widersprüche und die sich daraus ergebenden geschichtlichen Tendenzen zu realisieren, war der Inhalt des gesamten ökonomischen Werkes von Marx.

Das Formationskonzept bot dafür die entsprechende geschichts- und gesellschaftstheoretische Rahmenvorstellung ebenso wie eine an realen geschichtlichen Widersprüchen und Interessen orientierte Gesellschaftskritik. Es stand bei Marx für die Wende von der damals dominierenden idealistischen Geschichtssicht hin zur geschichtlichen Realität in ihrer Mannigfaltigkeit und Konkretheit und bedeutete daher für ihn zugleich die kategorische Absage an jeden theoretischen „Universalschlüssel"[7] für die Geschichte, wie auch an das bei vielen Sozialisten beliebte „Phantasiegespiel über den künftigen Gesellschaftsbau"[8], und es verkörperte für ihn eine an realen geschichtlichen Widersprüchen und Interessen orientierte Gesellschaftskritik.

Umgekehrt sollte die ökonomische Anatomie der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft[9] zugleich methodische Anleitung sein, um den Formationsprozeß, der zu kapitalistischen Verhältnissen hingeführt hatte, von seinen Grundlagen – der Entwicklung der produktiven Kräfte – her in seiner Widersprüchlichkeit und Zyklizität theoretisch zu fassen.[10] Bei Marx

wurden so die im europäischen Geschichtsverständnis bekannten Epochen der vorderasiatischen Hochkulturen, der Antike, des Mittelalters und der bürgerlich-kapitalistischen Neuzeit als „progressive Epochen ökonomischer Gesellschaftsformation" (wie es ihn dem berühmten Vorwort 1859 des Werkes „Zur Kritik der politischen Ökonomie" heißt) entschlüsselt.[11] Mit anderen Worten, sie wurden als geschichtlich bestimmte klassenantagonistische Gesellschaftsqualitäten sichtbar gemacht, welche die Entwicklung der produktiven Gesellschaftskräfte, aus der sie auf einer gewissen Entwicklungsstufe jeweils selbst erwuchsen, in eine bestimmte, sich jeweils aus konkreten Bedingungen formierende Richtung vorantrieben und so Möglichkeitsbedingungen für weitere gesellschaftliche Transformationen und Neugestaltungen hervorbrachten.

In der ausführlicheren „Einleitung" zu den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie" machte Marx deutlich, daß solche sozialökonomischen Qualitäten nicht als isolierte Erscheinungen zu begreifen sind, da sie intensiv mit ihrer geschichtlich-sozialen Umwelt wechselwirken und sich in einem komplizierten Spannungsverhältnis von äußeren und inneren Widersprüchen, von stabilisierenden und destabilisierenden Tendenzen selbst entwickeln, wobei sie je nach Traditionen und nach sonstigen Umständen ganz unterschiedliche Schattierungen annehmen.[12] Als fundamental und entwicklungsbestimmend arbeitete Marx den Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen heraus, der allerdings später – wir kommen darauf zurück – in ganz besonderem Maße dogmatisch und mechanistisch mißverstanden wurde.

Im Forschungsprogramm seines Hauptwerks, zu dem die „Einleitung" und das „Vorwort" als Methodenskizzen entworfen wurden, orientierte sich Marx nun explizit auf die Untersuchung der Widersprüche und Tendenzen, die der kapitalistischen (modern-bürgerlichen) Produktionsweise innewohnen. Er zeigte, daß und wie diese Produktionsweise den gesellschaftlichen Charakter der Arbeit (die technische Anwendung der Wissenschaft, die Ökonomisierung der Produktionsmittel und die Verschlingung der Völker in das Netz des Weltmarkts eingeschlossen) entwickelt, jedoch die private Form der Aneignung fortführt, die sich, wie zuvor in den „Grundrissen" eingehend dargelegt, in den zurückliegenden „progressiven Epochen" der mediterran-europäischen Geschichte entwickelte. Einerseits wird so die revolutionär-zivilisatorische Rolle der sich ausbildenden und weiter aus-

formenden kapitalistischen Produktionsweise klargestellt, andererseits werden die Widersprüche und Bewegungskräfte für Formationstendenzen enthüllt, die über den Kapitalismus hinausweisen. Daraus ergab sich für Marx zum einen die Option für das Industrieproletariat als Träger dieser Bewegung und zum anderen eine offene Heuristik, um unter sich ständig verändernden historischen Bedingungen Möglichkeiten und Erfordernisse des gesellschaftlichen Fortschritts zur Existenzsicherung und -entfaltung der Menschheit zu bestimmen, wobei sich Marx über künftige Formationsprozesse in aller Regel sehr vorsichtig und nur in sehr allgemeiner Form äußerte.[13]

2. Der weltgeschichtliche Formationsprozeß in Marx' Spätwerk

Das Zusammenfallen von ökonomischer Krise und politischer Revolution schien schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Reife der bürgerlichen Gesellschaft zur Überwindung des Gegensatzes von Kapital und Arbeit durch eine neue soziale Revolution anzuzeigen. Aber mit dem Scheitern radikal-demokratischer und proletarischer Erhebungen 1848/49 wie auch 1871 und der Stabilisierung des bürgerlichen Staatensystems in Europa stellte sich – wie Engels später selbst ausführte[14] – das Problem der verkürzten Revolutionserwartung oder, tiefer gelotet, des Verhältnisses von Realgeschichte, historischer Erkenntnis, Zielprojektion und bewußter praktischer Geschichtsgestaltung. Die Kompliziertheit dieses Verhältnisses wurde erst im Laufe der Zeit begriffen. Wir kommen darauf im Zusammenhang mit Gegenwartsproblemen der Formationsentwicklung zurück. Damals bereits fand die Kritik des Kapitalismus vielfältige praktische Bestätigung, und zugleich tat sich immer wieder die Schere auf zwischen den programmatischen Konsequenzen der Theorie und der vor sich gehenden Geschichte.

Vor allem die Reife des Proletariats zur Revolution, d. h. allgemein die Frage des Subjekts zur Lösung der erkannten und immer mehr hervortretenden Widersprüche des Kapitalismus, erwies sich als offenes Problem. Marx betrachtete diese Problematik – seinem Postulat kognitiver Begründung revolutionärer Strategie folgend – zunächst hauptsächlich als ein Evidenzproblem, das ihn in seinen Forschungen auf immer weitere Felder

historischer Untersuchungen verwies. Diese betrafen zum einen das Verhältnis von Revolutionstheorie und konkreter Revolutionsgeschichte, mit dem sich Marx und Engels besonders im Zusammenhang mit der 48er Revolution und der Pariser Kommune in ihren zeitgeschichtlichen Schriften und Aufsätzen befaßten.[15] Darauf sei nur am Rande verwiesen.

Zum anderen aber, und das soll hier im Vordergrund stehen, ergab sich die Frage nach den Formationsprozessen, welche sich bei der zunächst kontinentaleuropäischen, mehr und mehr aber weltweiten Expansion des in England entstandenen Industriekapitalismus und damit beim Zusammentreffen der expandierenden kapitalistischen Produktionsweise mit den mannigfaltigsten vorkapitalistischen Strukturen und Kulturen ausbildeten. Marx war zunächst beim Vergleich von England, Frankreich und Deutschland, dann in bezug auf Indien und China, später verstärkt in Verbindung mit den Aussichten einer revolutionären Bewegung Rußlands und mit Studien über die britischen und niederländischen Kolonien, auf diese Thematik gestoßen.[16] Es ging hier um die gewissermaßen gegenläufigen Fragen, welche formationellen Konsequenzen sich aus der modern-kapitalistischen Penetration einerseits für die außereuropäischen Gesellschaften, andererseits aber umgekehrt auch für die Entwicklung in den Metropolen ergeben. Damit war zugleich das Problem der Relation von „Zentrum" und „Peripherie" in beiden Richtungen, d. h. der Beschaffenheit der „Umgebung" der hochentwickelten kapitalistischen Länder und ihrer Arbeiterbewegung ebenso wie der geschichtlichen Wechselwirkung beider Seiten, aufgeworfen.[17] Brachte der Industriekapitalismus durch seine Expansion und die Erzeugung des Weltmarkts erst eine Weltgeschichte im eigentlichen Sinne und die Tendenz zur Universalisierung hervor, so bildete sich zugleich ein ungeheures Entwicklungsgefälle zwischen den Hauptmächten und den Kolonien wie auch den vielen Staaten mit noch vorherrschenden agrarisch-traditionalen Strukturen in Osteuropa und Lateinamerika.

Hier setzt nun Marx zu einem weiter entwickelten und wesentlich veränderten Konzept des weltgeschichtlichen Formationsprozesses an, das sich bereits gegen Ende der 50er Jahre andeutete, aber vor allem aber in seinem Spätwerk enthalten ist. Allerdings handelt es sich dabei meist um Entwürfe, fragmentarische Skizzen und Exzerpte, die in Auswertung inzwischen gewonnener Forschungsergebnisse von Historikern, Ökonomen und Ethnologen entstanden. Für Marx' Art zu denken sind sie aber um so auf-

schlußreicher. Hier erscheint die uns geläufige, von Marx 1859 ohnehin nur mit größter Vorsicht als Interpretationsmöglichkeit angebotene, später leider dogmatisch fixierte Formationsfolge der klasseantagonistischen Gesellschaften im mediterran-europäischen Raum ausdrücklich nur als *eine Entwicklungsreihe.* Ihr geht ein urgesellschaftlicher Formierungsprozeß voraus, der nun nicht etwa als monolithene, sich ständig gleichbleibende und von der nachfolgenden Entwicklung streng abgrenzbare „Gesellschaftsformation" verstanden wurde, sondern ganz ausdrücklich als eine *primäre Entwicklungsreihe* unterschiedlicher, älterer und jüngerer Schichten, darunter auch die Urgesellschaft auflösender Gestaltungen. Primäre Grundlagen existierten in einem Teil der folgenden Klassengesellschaften weiter, vor allem in Form der späturgesellschaftlichen Territorialgemeinde, und sie bestimmten deren Gesamtstruktur vor allem durch ihre Despotie-Gemeinde-Relation als adäquates Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnis. Das Nacheinander der „primären" und „sekundären" Reihe geht mit der Entstehung der letzteren, d. h. der antagonistischen Klassengesellschaften, in ein variantenreiches Nebeneinander von Gesellschaften und Kulturen über, die sich nach dem Grad der Auflösung der primären, auf Gemeineigentum beruhenden Gemeinwesen selbst wieder in unterschiedlichen Entwicklungsreihen formieren.

Übergreifende, zugleich sozialökonomische und kulturelle Entwicklungen dieser Art wollen wir im folgenden genetisch als *Formationsreihen* und strukturell als *Grundtypen gesellschaftlicher Formation* vom geläufigen engeren Formationsbegriff unterscheiden.[19] Sie waren für Marx – und sie sind natürlich auch heute – mit den an der europäischen Entwicklung gewonnenen begrifflichen Rastern des letzteren allein schwerlich erfaßbar. Vor allem entsprachen sie in genetischer wie struktureller Hinsicht nicht der Entwicklungsdynamik und der Fähigkeit der Ausbildung zur Totalität, die Marx für die Entstehung des modernen Industriekapitalismus in Europa, vornehmlich in England, nachgewiesen hatte.

Vielmehr wurde nun in weltweiter Perspektive deutlich, daß in anderen Kulturen und Regionen von Anfang der Klassendifferenzierung an vielfältige Mischverhältnisse meist bereits zerfallender urgesellschaftlicher und von außen oktroyierter oder im Innern sich durchsetzender antagonistischer Formen bis in die Neuzeit als eine andersartige Entwicklungsreihe mit viel größerer Variationsbreite fortexistierten. Dabei fehlte es an Entwicklungs-

dynamik und überwogen zyklische Prozesse, so daß selbst Ansätze, welche die europäische Entwicklung weit hinter sich gelassen hatten, unterbrochen oder nicht weitergeführt wurden, und die Einbeziehung dieser Gesellschaften und Kulturen in die moderne Produktionsweise erfolgte schließlich durch den Weltmarkt und in dessen Konsequenz durch ökonomische und machtpolitische Abhängigkeit oder gewaltsame Unterwerfung und Kolonialisierung. Insofern war Marx' spätes Formationskonzept auch der Versuch einer Antwort auf die bis heute heftig umstrittene Frage, warum der ganze Weg von vorneolithischen Lebensformen bis zur modernen Industriegesellschaft nur in einem bestimmten Teil der Welt vollendet wurde.[20] Entgegen den verbreiteten Europazentrismusvorwürfen enthielt also zumindest das Marxsche Spätwerk wichtige Ansätze einer multiversalen formationsgeschichtlichen Sichtweise, die eine realistische Beurteilung der Progressivität der kapitaldominierten neuzeitlichen Universalgeschichte mit einer rigorosen Kritik der damit einhergehenden destruktiven Konsequenzen speziell auf soziokulturellem Gebiet verband.

Für die weitere Problemgeschichte besonders interessant ist, daß Marx im Zusammenhang mit seinem präzisierten Formationskonzept den transitorischen Charakter der kapitalistischen Produktionsweise scharf betont. Antagonismen, Krisen, Katastrophen offenbarten, so Marx in einem der Entwürfe zu seiner Antwort an Vera Zasulic, den „reinen Übergangscharakter" der kapitalistischen Produktionsweise.[21] Im dritten Band des „Kapital" sprach Marx mit Bezug auf Aktiengesellschaften von der „Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise selbst"[22], einem Widerspruch, der deutlich mache, daß wir es mit einer „Übergangsform zu einer neuen Produktionsweise"[23] zu tun haben. Wir möchten hier vor allem festhalten, daß die kapitalistische Produktionsweise insgesamt bei Marx nicht als eine Gesellschaftsordnung begriffen wird, die (wie das bei den voraufgegangenen Formationen von bestimmten Entwicklungsstufen an der Fall war) schließlich zur bloßen Reproduktion und Stagnation tendiert.

Vielmehr gilt das Augenmerk gerade der *Dynamik*, die mit den *inneren Widersprüchen* dieser Produktionsweise verbundenen ist, der fortwährenden Umwälzung der Produktion, der ununterbrochenen Erschütterung der gesellschaftlichen Zustände, der ewigen Unsicherheit und Bewegung (wie es bereits im „Manifest" heißt[24], was sich bis auf den heutigen Tag als völ-

lig richtige Diagnose erwiesen hat). Darin, in der Disposition zur technisch-ökonomischen Revolutionierung und – damit eng verbunden – zu immer schärfer konfligierenden Produktiv- und Destruktivtendenzen, sind die Ansätzen für den Übergang zu einer höheren Produktionsweise zu sehen. Demzufolge kann auch diese nicht durch irgendwelche feststehende Strukturen, sondern muß durch das Prinzip definiert werden, die rasche, nachhaltige und allseitige Entwicklung der produktiven Kräfte der gesellschaftlichen Arbeit in Einklang zu setzen mit den grundlegenden Interessen der arbeitenden Klassen und der vielseitigen Entwicklung der menschlichen Individualität aller. Der Kern des Marxschen Projekts ist die progressive Existenzsicherung und Entfaltung der ganzen Menschheit auf der Basis und über die im direkten Wortsinne *soziale* Umwälzung der modernen, vom Kapitalismus geschaffenen Produktivkräfte und Zivilisation.

Auch Engels betonte diesen mit der finanzkapitalistischen Monopolbildung hervortretenden Widerspruch und den darin aufscheinenden transitorischen Charakter der kapitalistischen Produktionsweise.[25] Sie erschien bei ihm insgesamt als „kapitalistische Revolution" zwischen „mittelalterlicher Gesellschaft" und „proletarischer Revolution". Auch die künftige Verflechtung von Kapitalinteressen, imperialer Politik und Krieg ebenso wie das ungeheure Ausmaß der damit drohenden Katastrophe für alle beteiligten Mächte und Klassen sagte Engels damals aufgrund seiner ökonomischen, politischen und militärischen Analysen der aktuellen Entwicklungen sehr eindringlich voraus.[26]

3. Kapitalexpansion – Weltkrieg – periphere Revolution

Die Rezeptions- und Anwendungsbedingungen der Formationstheorie haben sich im 20. Jahrhundert grundlegend verändert. Aber wenn wir die distanzschaffenden realgeschichtlichen Prozesse betrachten, so zeigt sich die produktive Herausforderung des Marxschen Formationsdenkens nicht nur in den vielen Momenten völlig ungebrochener Aktualität, sondern gerade auch *dort, wo die Formations- und Revolutionsgeschichte des 20. Jahrhunderts anders verlief.* Dazu bedarf es umfangreicher Forschungen, die wir hier nicht ersetzen, deren Richtung wir aber vielleicht durch Hinweise auf einige Schwerpunktprobleme verdeutlichen können. Im folgenden wer-

den wir das Narrative stärker hervortreten lassen, um dann wieder zu synthetisierenden theoretisch-methodischenen Konsequenzen zu kommen.

Betrachten wir die seit Marx' Tod vergangene Zeitspanne im Überblick[27], so zeichnen sich drei jeweils mit Umwälzungen unterschiedlichen Typs und Ausmaßes einhergehende gesellschaftliche Entwicklungsprozesse ab.

Erstens im "Zentrum" die Entstehung, innere Ausprägung und Wandlung des hochkonzentrierten Kapitalismus seit Ende des 19.Jahrhunderts mit imperialistischer Weltexpansion, Weltkriegen, Krisen und vielfältigen Differenzierungs- wie auch Anpassungsprozessen bis zur Gegenwart.

Zweitens von der "Peripherie" aus die alternative Herausforderung des Kapitalismus durch einen neuartigen, von Rußland ausgehenden Revolutionszyklus und die daraus hervorgegangenen Gesellschaften sozialistisch orientierten Typs wie auch durch die Krise und den Zusammenbruch des imperialistischen Kolonialsystems, wodurch die Periode des Systemkonflikts und Systemdualismus nach dem zweiten Weltkrieg bestimmt wird.

Drittens die schon in deren Endphase seit den 1970er Jahren beginnend, aber mit dem Ende der Ost-West-Systemauseinandersetzung weltweit signifikant gewordene neue Umwälzung der Produktivkräfte und der soziokulturellen Lebensbedingungen mit neuartigen existenziellen Probleme der menschlichen Zivilisation als Ganzes, die heute allgemein mit dem undeutlichen und meist mit neoliberalem Gedankengut beladenen Terminus der "Globalisierung" umschrieben wird. Diachron entspricht dies im wesentlichen Hobsbawms Darstellung des „Zeitalters der Extreme", des „kurzen 20. Jahrhunderts" (1914/17–89/91) mit 1945 und dem Ende der 1960er Jahre als eingreifenden Zäsuren.[28]

Wenn wir uns auf die hier vorrangig interessierenden formationellen Tiefenprozesse konzentrieren, so erscheinen die Epochengrenzen allerdings als fließend, und die immer wieder apostrophierte „Kürze" des Jahrhunderts erweist sich als vorläufige Metapher. Zu dieser Vorsicht veranlaßt uns zum einen die auch bei Hobsbawm zu findende Beobachtung, daß die Zäsur von 1989-91 – trotz des unumstritten großen weltpolitischen Einschnitts – in den Tiefenstrukturen und Basisprozessen keine qualitative Zäsur, sondern bereits ein Resultat jener Veränderungen darstellt, die Hobsbawm etwa von 1970 an datiert und als den „Erdrutsch" einer alle Weltteile erfassenden Zivilisationskrise beschreibt.[29] Zum anderen aber – und darauf kommt es uns hier besonders an – bildeten sich die bestimmenden Entwicklungslinien des

20. Jahrhunderts einige Jahrzehnte vor 1914/17 heraus, und sie wirken heute unter veränderten Bedingungen – gerade denen der "Globalisierung" – teilweise sogar verstärkt weiter.

Das von Marx diagnostizierte transitorische Moment des Kapitals bestätigte sich vor allem im *erstgenannten* Transformationsprozeß vom Privatkapitalismus der (relativ) freien Konkurrenz und des klassischen Liberalismus zum hochkonzentrierten, trans- und multinational organisierten korporativen Kapitalismus, der formationsgeschichtlich die Ausgangslage aller Umwälzungen des 20. Jahrhunderts bildete. Das ist auch heutzutage für jedermann auch an Hand der Wirtschaftsnachrichten der Tagespresse nachprüfbar. Durch ökonomische Krisen und Umstrukturierungen seit Mitte der 1870er Jahre vorbereitet, erreichte der Kapitalismus um 1900 mit der Konzentration von Industrie- und Bankkapital im Innern und dem Abschluß der kolonialen Expansion nach außen eine neue Entwicklungsstufe. Sie war mit dem rapiden Fortschritten der Produktivkräfte, besonders auch mit der unmittelbaren produktiv-technischen Funktion der Naturwissenschaften verbunden, wie sie zuerst in Deutschland und später in den USA am effektivsten wirksam wurde.

Produktivitätssteigerung und strukturelle Krisenerscheinungen führten zu einem folgenreichen Umbau der Organsiationsformen und der Wirkungsweise des Kapitals. Anstelle des klassischen Privatkapitalismus agierten nunmehr große Konzerne und Finanzkapitalgruppen in ganz neuen Dimensionen der Ausbeutung, der nationalen und weltweiten Konkurrenz und des aggressiven Machtstrebens. Dieses beherrschte bald auch die gesamte Politik der Metropolen in Europa, der USA und später Japans. Beginnend in den 1890er Jahren mit dem japanisch-chinesischen und dem nordamerikanisch-spanischen Konflikt führte eine blutige Kette imperialer Aggressionen für die koloniale Aufteilung oder Neuverteilung der Welt, das Kriegswettrüsten auf hochindustrieller Grundlage, flankierende Militärprogramme und Eroberungspläne, Kriegsprovokationen und Kriegsdrohungen schließlich 1914 direkt in die Katastrophe des ersten Weltkriegs.

Die Merkmale dieser Transformation sind uns vor allem aus Lenins Imperialismus-Schrift und ihren späteren, oft einseitigen Interpretationen geläufig. Lenins Deutung des Imperialismus als Krisenzeichen der bürgerlichen Gesellschaft[30] war nicht Produkt eines auf Revolution um jeden Preis versessenen Denkens. Bei tiefer greifenden kritischen Denkern dieser Zeit

– erinnert sei u. a. an Rudolf Hilferding, Hobson, Schumpeter[31] und nicht zuletzt auch Max Weber[32] – war das sozusagen erreichter Erkenntnisstandard. Wenn Lenin darüber hinausgehend den geschichtlichen Platz des Imperialismus als *finales* Krisenstadium der kapitalistischen Formation interpretierte, so entsprach das der bei den Marxisten der II. Internationale weit verbreiteten Erwartung eines Übergangs der modernsten Formen des Kapitalismus zum Sozialismus und knüpfte unmittelbar an Marx' Analyse der weiteren Tendenzen der kapitalistischen Akkumulation im ersten Band des "Kapital" an.

Marx hatte die beständige Revolutionierung der Produktivkräfte und die Konzentration der Kapitale als notwendige Tendenz der kapitalistischen Akkumulation wie auch als Moment der Krise und der beginnenden Negation der auf Ausbeutung beruhenden Privateigentumsgrundlagen der bürgerlichen Gesellschaft charakterisiert. Was lag da näher, als in den neuen zugleich progressiven und destruktiven Veränderungen das unmittelbare Heranreifen der sozialen Revolution zu sehen, so wie es in den Neujahrsbotschaften 1900 von sozialistischen Parteien und Gewerkschaften in Europa optimistisch als Signum des anbrechenden Säkulums verkündet worden war?

Aber vor dem Hintergrund einer in schwere kriegerische Konflikte verstrickten, in Metropolen und Kolonien gespaltenen Welt begann die Revolutionsgeschichte des 20. Jahrhunderts anders als von den meisten Marxisten der II. Internationale erwartet. Das Kapitalismus-Sozialismus-Schema, welches deren Denken beherrschte, erwies sich, ohne deshalb ganz falsch und obsolet zu sein, als zu abstrakt, um den geschichtlichen Inhalt und die Triebkräfte der tatsächlich eintretenden revolutionären Erschütterungen des Kapitalismus hinlänglich zu erfassen. Die Weltexpansion der modernen Produktionsweise bedeutete nicht die einfache Wiederholung bzw. Fortsetzung des Werdens und Gewordenseins komplexer bürgerlicher Gesellschaftssysteme, wie sie sich in den fortgeschrittensten Ländern Europas und Nordamerikas herausgebildet hatten. Mit ihr traten vielmehr veränderte Konfliktfelder und Entwicklungstendenzen hervor, die in ihrem widerspruchsvollen Zusammenwirken die Perspektiven der Formations- und Transformationsprozesse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entscheidend bestimmten.

In den peripheren Bereichen des imperialistischen Systems kam im

Gefolge der kolonialen Unterdrückung, der imperialen Kriege und der Verflechtung des expandierenden Kapitalismus mit peripher-traditionalen Verhältnissen eine Rebellion der kolonial unterdrückten und abhängigen Völker in Gang. Vor allem in Rußland, im Iran, in der Türkei, in Mexiko, in China setzte eine Welle von Revolutionen ein, in denen agrarisch-bäuerliche, nationale, oft mit ethnischen Verwicklungen und tribalistischen Tendenzen einhergehende und von unerschöpflich vielgestaltigen kulturellen Traditionen beeinflußte antikoloniale Bewegungen dominierten, die ein zwiespältiges Verhältnis zur modernen sozialökonomischen Entwicklung und zur Arbeiterbewegung in den Metropolen hatten. Damit setzte eine gewaltige *Verschiebung der Schauplätze und Trägerschichten revolutionärer Bewegungen* ein.

Einerseits bestätigte sich auch hierin eine wichtige formationsgeschichtliche Beobachtung von Marx, der mögliche Einwirkungen von peripheren Umgestaltungsprozessen bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts erwogen hatte.[33] 1858 sprach er von der Gefahr, die proletarische Bewegung der entwickelten Länder könnte auch im Falle ihres Erfolgs in Europa „in diesem kleinen Winkel" von gegenläufigen Bewegungen „gecrusht" werden, „da auf viel größerm Terrain das movement der bürgerlichen Gesellschaft noch ascendant ist?"[34] Als Chance erkannte er hinwiederum anfangs der 80er Jahre vor allem für Rußland – zeitgleich mit Engels' oben zitierter Übergangsdiagnose für den westlichen Kapitalismus – das mögliche Zusammentreffen einer Bauernrevolution, die auf der Obschtschina als später, bereits mit vielfältigen Formen des individuellen Eigentums verflochtener Übergangsform von urkommunistischen (primären) zu klassengesellschaftlichen (sekundären) Gemeindeformen beruhte, mit der proletarischen Revolution im Westen. Diese könne die kommunistische Transformation jener beschleunigen (und umgekehrt die russische Revolution eine Initialzündung für erstere sein).[35]

Aber andererseits unterschied sich die historische Konstellation, in der ein neuer Revolutionszyklus den Weltkapitalismus tatsächlich in dieser Weise erschütterte, doch sehr wesentlich von den Marxschen Rahmenvorstellungen. Vor allem Rußland war inzwischen bei fortbestehender allgemeiner Rückständigkeit von innen und außen beschleunigt in den Kapitalismus integriert worden. Die Chance eines mit der proletarischen Bewegung im entwickelten Westen verbundenen Agrarsozialismus war nach der

Jahrhundertwende in Rußland selbst nicht mehr gegeben und international längst durch die katastrophalen Konflikte der imperialistischen Entwicklung verdrängt. Die revolutionäre Bewegung in Rußlands formierte sich nun als geschichtlicher Block der in den städtisch-industriellen Zentren hochorganisierten Arbeiterbewegung, der sozialen Bewegungen der Bauern (vor allem für Frieden und Land) und der im Zarenreich unterdrückten Nationalitäten.

Vor diesem Hintergrund sah Lenin bereits 1905 viel direkter als Marx Ende der 1870er und Anfang der 1880er Jahre die mögliche epochale Koinzidenz der bürgerlich-demokratischen russischen mit einer westeuropäischen sozialistischen Revolution, und zwar nunmehr von innen und außen. Davon ausgehend, zog er bereits damals, besonders aber nach 1914 revolutionär-strategische und theoretische Konsequenzen, die sich vom an Europa orientierten und die Bedeutung der nationalen, kolonialen und agrarstrukturellen Fragen der Peripherie unterschätzenden Denkstil der meisten Marxisten der II. Internationale fundamental unterschieden. Lenins Revolutionstheorie zeichnete sich vor allem durch das Bestreben aus, die mit der imperialistischen Expansion, dem imperialistischen Krieg, der kolonialen Versklavung der Masse der Völker und mit den verschärften Spannungen in den imperialistischen Zentren verbundenen, höchst ungleichartigen geschichtlichen Konflikte in ihrer *wechselseitigen Verflechtung* gedanklich zu fassen und daraus Konsequenzen für die politische Strategie zu gewinnen.

Demgemäß verfochten die Bolschewiki vor allem seit dem russisch-japanischen Krieg ein Programm, das strikt antimilitaristisch und gegen jegliche Kriegs-, Kolonial- und Hegemonialpolitik gerichtet war, das konsequent für die politische Unterstützung der anwachsenden demokratischen Bewegung der unterdrückten Völker des zaristischen Reiches wie auch der Völker Chinas, Indiens, Persiens, des Balkans eintrat. In diese Programmatik waren sozialistische Wandlungen, die den Interessen der arbeitenden Klassen zum Durchbruch verhelfen würden, als möglicher Weg des Fortschreitens demokratischer Revolutionen im historischen Zusammenhang mit sozialistischen Umwälzungen in den hochentwickelten Ländern eingeschlossen. Als Rußland im Februar 1917 unerwartet schnell erneut von der Revolution erfaßt und der Zarismus gestürzt wurde, sah Lenin, zunächst sogar von den engsten Mitstreitern nicht verstanden, konsequent auf dieser

Linie das Heranreifen der proletarisch-sozialistischen Revolution vor allem infolge des Krieges und der partiellen Herrschaft der Bourgeoisie als gegeben an.[36]

Diese Strategie zielte vor allem darauf ab – und das war ihre geschichtliche Chance –, Wege zu finden und zu beschreiten, welche aus der ungeheuren Katastrophe des Krieges hinausführten. In dieser Frage hatte die Mehrheit der Sozialisten der II. Internationale versagt. Wohl hatte diese seit Mitte der 90er Jahre eine antimilitaristische und antikolonialistische politische Linie erarbeitet und auch durch entsprechende Aktionen umzusetzen gesucht. Aber die existentielle Bedeutung der Krieg-Frieden-Problematik, die ja mehr und mehr in den Rang der Überlebensfrage der Menschheit rückte, wurde, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht begriffen, so daß schließlich sogar das Bündnis mit den kriegführenden Regierungen möglich und mit teils nationalistischen, teils früheren Epochen entnommenen pseudorevoutionären Losungen begründet wurde. Auch in Rußland plädierten Plechanov und die Menschewiki wie die westlichen Parteien für den Kriegskurs an der Seite der der jeweiligen Imperialmächte.[37]

Das ganze Revolutionsgeschehen der ersten Jahrhunderthälfte und darüber hinaus erwuchs aus den von uns betrachteten veränderten formationellen Umständen. Vor allem die Russische und die Chinesische Revolution formten die Grundzüge der Revolutionsgeschichte dieser Zeit. Bei aller Widersprüchlichkeit und allen Entartungen in ihrem weiteren Verlauf (wie den Stalinschen Repressionen und der Mao'schen „Kulturrevolution") verkörperten sie für ihre Zeit – auch in ihrer nächsten internationalen Wirkungsgeschichte – vor allem *den Ausbruch großer Teile der Menschheit aus den Verkettungen des Imperialkrieges und aus dem System der kolonialen oder halbkolonialen Unterdrückung*, und dieser Durchbruch erfolgte *unter Programmen sozialistischer Arbeiter- und Bauernrevolutionen*, und nach Lage der Dinge war das damals gar nicht anders möglich.[38]

4. Alternativen und Extreme – der Systemkonflikt

Gegen alle Widerstände gelang Lenin und den Bolschewiki die Errichtung der Sowjetmacht und der Ausbruch aus den Verstrickungen der imperialistischen Kriegskatastrophe, und vor allem dank der Unterstützung der

Mehrheit der Bauernschaft behauptete sich die neue revolutionäre Ordnung im Bürgerkrieg und gegen ausländische Interventionen. Damit war der Abfall eines großen Landes vom kapitalistischen System historische Realität geworden - und zwar nicht nur als kurze Episode an der Peripherie des entwickelten Kapitalismus und auch nicht nur als Impuls von außen, sondern mit dem Anspruch der neuen sozialen Revolution, wie ihn die ersten Deklarationen der Sowjetregierung sehr klar zum Ausdruck brachten. Wenn auch zuvor noch gegenüber den imperialistischen Konflikten als sekundär betrachtet, war damit jene gesellschaftliche Alternative Realität geworden, von der das 20. Jahrhundert bestimmt wurde.

Auch international sprach zunächst manches für Lenins optimistische Auffassung, Rußlands „Entwicklung an der Grenze der beginnenden und teilweise bereits begonnenen Revolutionen des Ostens" werde die dortigen Bauernrevolutionen und antiimperialistischen Erhebungen mit der modernen Arbeiterbewegung langfristig zusammenführen.[39] Die Ausstrahlung der russischen Revolution auf den antiimperialistischen Befreiungskampf der kolonial unterdrückten und abhängigen Völker und die internationalen Wirkungen ihres klaren Antikriegscharakters auf große Teile der Bevölkerung der anderen kriegführenden Mächte erweckten plausible Hoffnungen auf weitere Umwälzungen, vor allem in Deutschland. Bis dahin sollte Rußland die Funktion des revolutionären Zentrums erfüllen und dann selbst integraler Teil der allgemeinen Revolutionsbewegung werden

Diese Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die revolutionären Erschütterungen in Mittel- und Südosteuropa, besonders in Deutschland, erzwangen zwar die Beendigung des Kriegs, und sie fegten marode und verkrustete Strukturen hinweg. Aber sie vermochten den Rahmen der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft nicht zu sprengen, wenngleich es bis 1923 starke Vorstöße in dieser Richtung gab. Die westlichen Hauptmächte blieben trotz der auch bei ihnen, vor allem in den Kolonien, spürbaren Krisenfolgen des Krieges im wesentlichen stabil. Damit aber schlugen in der Russischen Revolution die Widersprüche der periphere Situation voll durch. Das Marxsche Problem des „gecrusht"-Werdens stellte sich nunmehr in umgekehrter Richtung. Zum einen drohte die äußere Gefahr der Überwältigung (auf welchem Wege auch immer) der peripher gebliebenen Revolution durch die kapitalistischen Zentralmächte, der Lenin durch seine zunächst hauptsächlich auf Zeitgewinn eingestellte Koexistenzpolitik zu begegnen

suchte. Zum anderen zeichnete sich im Innern sehr klar die Möglichkeit des Scheiterns an der kulturellen und ökonomischen Rückständigkeit Rußlands, vor allem an deren negativen Konsequenzen für die Mentalität der Masse der unmittelbaren Produzenten in Stadt und Land, aber ebenso auch an den damit zusammenhängenden Unzulänglichkeiten der eigenen und vom alten Apparat als „Spezialisten" übernommenen Bürokratie ab.

Die theoretischen Konzepte und praktischen Maßnahmen, um den aus der Rückständigkeit und den gefährlich nachwirkenden Elementen der alten Gesellschaft zu begegnen, waren unter den führenden Köpfen der Revolution – Lenin, Trotzki, Bucharin – von Anfang an umstritten. Lenin wählte 1921 mit der Neuen Ökonomischen Politik eine Strategie, die als erstes Konzept einer auf die Entwicklung der Produktivkräfte für soziale und sozialistische Zielsetzungen gerichteten Marktwirtschaft mit einer Pluralität von Eigentumsstrukturen, darunter auch privat- und staatskapitalistischen Wirtschaftsformen, betrachtet werden kann. Hier fand sich erstmals die Idee einer Gesellschaftstransformation, die sich auf sozialistische und bürgerliche Organisationsprinzipien unter Führung der Arbeiterklasse gründete. Lenin war klar geworden, daß sich die ganze Auffassung vom Sozialismus ändern mußte[40], und in seinem letzten Artikel vermerkte er, für den Anfang solle eine wirklich bürgerliche Kultur genügen[41] (wobei Lenin unter Kultur das gesamte Herangehen an den Staats- und Gesellschaftsaufbau und insbesondere die ständige Hebung des zivilisatorischen Niveaus der gesamten politischen Arbeit verstand). Er betonte zwar damals den zeitweiligen Charakter dieser Übergangsstrategie. Aber niemand vermag zu sagen, wie sich die Dinge entwickelt hätten, wenn sich diese Linie des Nachdenkens über Inhalte, Erfordernisse und Perspektiven der sozialen Transformation längerfristig durchgesetzt hätte.

Zugleich muß gesehen werden, daß – aus russischer Tradition, aus der Abwehr einer grausamen Intervention und aus einem blutigen Bürgerkrieg erwachsen – mit der Politik der jungen Sowjetmacht starke repressiv-diktatorische Grundzüge verbunden waren. Die Idee der Bolschewiki, die repressive Verteidigung der Revolution mit einer neuen, die Gebrechen der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie vermeidenden, auf der Sowjetorganisationen beruhenden Demokratieform verbinden zu können, erwies sich als illusionär. Einerseits blieb auch bei Lenin ein Wesenszug bürgerlich-demokratischer Kultur, der zugleich conditio sine qua non einer sozia-

listischen Transformation sein muß, ausgeblendet: die staatsrechtliche geregelte, also auch formal-institutionell abgesicherte Autonomie des Individuums. Andererseits mußte dieses Defizit in Rußland (in China stand die Frage wenig später ähnlich), wo es zivilgesellschaftliche Traditionen kaum gab, um so schwererwiegende Verfehlungen nach sich ziehen, je weniger es gelang, eine der Grundfragen jedes revolutionär-politischen Umschwungs zu lösen: den Übergang zur Normalität. Marx hatte, geschichtliche Erfahrungen bündelnd, darauf verwiesen, daß die Tradition der toten Geschlechter wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden laste und daß sich dieser Einfluß gerade dann auswirke, wenn sie damit beschäftigt scheinen, die Dinge umzuwälzen und noch nie Dagewesenes zu schaffen.[42]

Der von Stalin Ende der 20er Jahre durchgesetzte extrem repressive Weg der Entwicklungsdiktatur und die sich dabei ausbildenden Herrschaftsstrukturen mit ihren mörderischen Exzessen sprechen dazu eine deutliche Sprache. Konnten auf diesem Wege einerseits beträchtliche Transformationsimpulse freigesetzt werden, die der Sowjetunion den Aufstieg zu einer starken Industrie- und Militärmacht ermöglichten, so war das andererseits mit schweren Opfern bezahlt worden. Die revolutionären Eliten der Intelligenz und der organisierte Kern der Industriearbeiterschaft, welche die Umwälzungen hauptsächlich getragen hatten, wurden fast völlig ausgelöscht. Die Folge war eine nachhaltige Deformation der soziokulturellen und politischen Entwicklung des Landes.

In derselben geschichtlichen Periode zeigte sich die Anpassungs- und Innovationsfähigkeit des Kapitalismus in der Produktivkraftentwicklung und den sozialökonomischen Strukturen ebenso wie eine beispiellose Eskalation seiner Krisendisposition und der darin angelegten destruktiven Potentiale. Einerseits wurden vor allem in den USA, aber auch in Westeuropa und in Deutschland durch den hohen Konzentrationsgrad der Industrie und Banken, durch rasche Innovationen in Wissenschaft und Technik flexible strukturelle Veränderungen ermöglicht. Das System des Fordismus wurde Grundlage nicht nur höherer Produktivität, sondern auch einer effizienteren und flexibleren Arbeitsorganisation, mit der die Differenzierung der Arbeiterschaft sowohl beschleunigt als auch ausgenutzt werden konnte - insgesamt Veränderungen, die bereits vor dem und im Kriege eingesetzt hatten. Die später in einigen kapitalistischen Ländern bewerkstelligten sozialstaatlichen Veränderungen waren, wie vor allem das New Deal ver-

deutlichte, nicht zuletzt durch diesen Einfluß der Entwicklung in der damaligen Sowjetunion mitbedingt.

Andererseits waren nach dem ersten Weltkrieg die imperialistischen Widersprüche sofort in neuen Machtkämpfen und Krisen wieder aufgebrochen. Die Szene wurde beherrscht durch zunehmende Ausbeutung und Unterdrückung weniger entwickelter Völker in „peripheren" Gebieten (was die wachsende Rebellion gegen die metropolitanen Mächte nicht aufzuhalten vermochte), durch neue Konkurrenz- und Machtkämpfe zwischen den Siegern und Besiegten des ersten Weltkriegs in Europa wie auch im ostasiatisch-pazifischen Raum, schließlich nach kurzer Stabilisierung in den 1920er Jahren durch die Krisenkatastrophe von 1929–33.

Unter den anhaltenden Krisenbedingungen entstanden in den durch Entwicklungsrückstände, Kriegsniederlage und soziale Erschütterungen instabilen Ländern des europäischen Kontinents, in Japan und Südamerika aus inneren und äußeren Krisen ein neuartiger Typus extrem gefährlicher, nationalistisch orientierter Diktaturen, der nach dem vorgängigen Muster der Entwicklung in Italien unter dem Begriff des Faschismus subsumiert wird. Von Italien und dann vor allem von Deutschland und Japan ausgehend überzog der Faschismus die Welt mit Krieg und millionenfachem Völkermord. Er wurde insbesondere in Gestalt des NS-Regimes zur tödlichen Gefahr für die menschliche Zivilisation und Kultur. In der Abwehr dieser Bedrohung kam es zu jener systemüberrgreifenden Allianz der Sowjetunion und demokratisch-kapitalistischer Staaten des Westens, welche die Welt vor dem Faschismus rettete. Hobsbawm nennt diese Allianz „temporär und bizarr". Sie war aber in den dreißiger und vierziger Jahren zunächst als übergreifende Widerstandsbewegung, dann nach 1941 in ihrer von oben realisierten Form, wie Hobsbawm ebenfalls zu Recht feststellt, zugleich auch „der Dreh- und Angelpunkt und das entscheidende Moment in der Geschichte des 20. Jahrhunderts"[43]

Vor diesem Hintergrund wird erklärlich, daß die Sowjetunion ungeachtet ihrer schweren inneren Fehlentwicklungen durch ihre antikapitalistische, gemeinwirtschaftliche und kollektivistische Umgestaltungen, u. a. die erfolgreiche Bildungsrevolution und die nach der Industrialisierung erreichte soziale Sicherung der arbeitenden Bevölkerung, im Vergleich zum krisengeschüttelten Kapitalismus erhebliche Anziehungskraft auf Arbeiterklasse und Intelligenz in den bürgerlichen Hauptmächten gewann und im

und nach dem Kriege sogar einen Höhepunkt ihres internationalen Einflusses erreichte. Der alternative Gesellschaftstyp weitete sich über innere Umwälzungen wie auch direkte Einflußnahme der Sowjetunion nach Südost- und Mitteleuropa (einschließlich Ostdeutschlands) aus und gewann durch die chinesische Revolution und die Ausdehnung nach Südostasien wie auch durch das Erreichen des atomaren Patts mit dem Westen den Status eines zweiten Weltsystems.

Schon kurz nach Kriegsende bildete sich der lang anhaltenden Gegensatz zwischen diesem System und dem von den USA geführten westlichen Gesellschafts- und Bündnissystem, in das jetzt auch Westdeutschland und Japan stabil integriert wurden. Durch den kalten Krieg wurden Fronten errichtet, die, gemessen an den geschichtlichen Erfahrungen der zurückliegenden Jahrzehnte, vor allem des zweiten Weltkrieges und des antifaschistischen Kampfs, einen Rückschlag bedeuteten.

Die Weltentwicklung wurde beiderseits in ein bipolares Schema des Systemgegensatzes gefaßt. Im Osten verbreitete sich vor diesem Hintergrund eine dogmatisch verengte Version der Formationstheorie, die für die gesamte Weltgeschichte, Gegenwart und Zukunft einseitig auf den Fortschritt zum sowjetisch geprägten Modell fixiert war. Diese Sichtweise war nicht nur inneren ideologischen Entwicklungen der Sowjetgesellschaft in der Stalinära, sondern vor allem auch der Konfrontation im Kalten Krieg geschuldet. Auch die entsprechenden westlichen Perspektiven und Gesellschaftstheorien waren von der Systemalternative in konträrer Perspektivität geprägt. Walt Whitman Rostow entwickelte seine Wachstums- und Industrialiserungstheorie – die ja selbst im Vergleich mit manch fehlerhaftem formationstheoretischen Denken eindimensional-primitiv war – direkt als „Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie", wie der Untertitel seines bekannten Buches lautete.[44] Noch deutlicher und nachhaltiger prägte der Kalte Krieg die unterschiedlichen Versionen der Totalitarismus-Doktrin[45].

Allerdings war das Systemdenken auch – das sollte nicht vergessen werden – vor allem in den 60er und 70er Jahren beiderseits mit Fortschritten in der theoretisch-methodischen Orientierung auf gesellschaftliche Strukturen und Entwicklungen verbunden[46], die heute allzu vorschnell durch den aktuellen Trend zur Ablehnung aller Makrotheorien und zur individualisierenden Kulturwissenschaft verdrängt werden. Mit dieser Entwicklung hän-

gen praktisch alle wichtigen Leistungen der marxistischen Geschichts- und Sozialwissenschaften in dieser Periode zusammen. Aber auch im Westen bedeuteten die Konzepte der industriellen und postindustriellen Gesellschaft[47], der Konvergenz, Entwicklung und Modernisierung[48], und die daran orientierten Reformmodelle der Sozialwissenschaften, daß komplexe soziokulturelle Veränderungen am freilich vorausgesetzten westeuropäisch-amerikanischen Muster des hochentwickelten Kapitalismus konzipiert wurden.

Insgesamt ist es verkürzt, die Transformationsprozesse dieser Zeit unter den politisch-militärischen Begriff des Kalten Krieges zu subsumieren. Dieser war kontinuierlich dominant, verband sich aber, je länger der Systemgegensatz als relativ stabile Weltordnung existierte, zunehmend mit Formen des Wettbewerbs und sogar der Kooperation. Beide Seiten sind zu beachten, wenn wir zunächst die offensive Ausbreitung und später die Systemkrise der antikapitalistischen Alternative heute historisch realistisch einzuordnen versuchen. Insgesamt aber führte die Systemkonfrontation das gesamte geschichtliche Geschehen auf eine Bahn, auf der die anstehenden Probleme der Völker potenziert statt vermindert oder gar gelöst wurden. Das Ergebnis waren ökonomische wie ökologische, politische wie ideologische Friktionen.

Das sowjetische Modell und die mehr oder weniger danach eingerichteten Nachfolgeordnungen hatten beträchtliche Entwicklungsschübe mit unterschiedlich erfolgreichen Aufholprozessen hervorgebracht. Sie erreichten – von einer breiten und in der ganzen Welt vorbildlichen Entwicklung des Bildungswesens und von sozialen Errungenschaften ganz abgesehen – auf einer Reihe von Gebieten wie der friedlichen Nutzung der Atomenergie, der Weltaumforschung und -technik Weltgeltung. Aber eine neue Produktionsweise im Marxschen Sinne einer neuen progressiven Epoche ökonomischer Gesellschaftsformation konnte nicht begründet werden. In der Hauptsache und je länger je mehr blieb die Initiative der Produktivkraftentwicklung in den kapitalistischen Zentren, während das Sowjetsystem trotz aller Machtentfaltung formationsstrukturell in der peripheren Situation verblieb. Die durch dieses System getragene alternative Entwicklung scheiterte endgültig an der Produktivkraftrevolution, die nach einer gewissen Inkubationszeit in den 70er Jahren voll einsetzte, und an ihren sozialen, politischen und kulturellen Implikationen. Das hierarchisch organisierte, zu

Starrheit und Voluntarismus neigende Kommandosystem, die sich immer wieder durchsetzende Negativhaltung zu Marktmechanismen, welche von unten wie oben Effizienz- und Innovationspotentiale lahmlegte, die anhaltenden Demokratiedefizite, vor allem der Mangel an staatsrechtlich gesicherter Autonomie der Individuen – all das führte im Verein mit dem gnadenlosen Wirtschafts- und Finanzkrieg die in den 1970er Jahren beginnende Krise herbei. Die Formierung der Produktionsverhältnisse dieses Systems war in Wahrheit über erste, völlig unreife Stufen nicht hinausgekommen. Jedenfalls hatten diese Produktionsverhältnisse im Vergleich mit den Möglichkeiten der auf Profitproduktion beruhenden Konkurrenz- und Marktwirtschaften und ihren flexiblen Institutionen nicht die Fähigkeit, Innovations- und Bewegungskräfte für eine hochgradig komplexe und dynamische Produktivkraftentwicklung zu mobilisieren und als adäquate Organisations-, Bewegungs- und Entwicklungsformen für sie zu fungieren.

Der Sozialismus vom Typ 1917, wie wir ihn vorsichtig bezeichnen wollen, ist einerseits als alternative Sonderentwicklung, aber andererseits auch nur als Reaktion auf neue Formierungsschübe des „Zentrums" zu verstehen. Er zeigt neben ihren inneren Impulsen und Widersprüchen in allen Phasen auch übergreifende Wandlungen und Umwälzungen an, die in der Weltentwicklung des 20. Jahrhunderts überall vor sich gingen oder potentiell angelegt waren.

Natürlich ist der Zusammenbruch des von 1917 ausgehenden Sozialismusmodells zumindest für Zentral- und Osteuropa das politisch am meisten aufregende Ereignis, zumal dieser von keiner Seite erwartet worden war. Das Spektakuläre dieses Geschehnisses kann aber leicht die Einsicht verdecken, daß wir es überhaupt mit Jahrzehnten zu tun haben, in denen unterschiedliche, oft als gegensätzlich zueinander auftretende und die geschichtliche Rechtfertigung jeweils für sich in Anspruch nehmende Modelle scheiterten: die staatsmonopolitischen Systeme in England, in Japan, das berühmte schwedische Modell, die populistisch-nationalistischen Modernisierungsmodelle der dritten Welt[49], und momentan erleben wir den langwierigen, sich qualvoll dahinschleppenden Prozeß des Scheiterns des Keynesschen Sozialstaatsmodells. All das bezeugt nur, daß die traditionellen oder heute geläufigen Regulierungsmechanismen vor der Widersprüchlichkeit, Komplexität und Dynamik der neuartigen Prozesse versagen. Darin deuten sich tieferliegende, formationelle Prozesse an.

Das alles ist zu berücksichtigen, wenn sich der Kapitalismus mit dem Sieg des Westens im kalten Krieg als die nunmehr alternativlose Rahmenbedingung der sozioökonomischen und soziokulturellen Entwicklung darstellt und sich zudem anschickt, sich mit dem Neoliberalismus an die neuen technisch-ökonomischen Bedingungen anzupassen und die sozialen Schranken, die ihm innere Reformen und äußere Machtbegrenzung in der Zeit des Systemkonflikts aufzwangen, sukzessive niederzureißen. Globalität, Multizentrismus und Fragmentierung der Gesellschaft als die Hauptkomponenten der Differenz des heutigen Weltzustands zur eurozentrierten Welt von vor 1914[50] befestigen unter diesen Bedingungen die Herrschaft des „entfesselten" Kapitalismus auf einer weit höheren Stufenleiter als zur Zeit des klassischen Fabrikkapitalismus und Liberalismus in England Mitte des 19. Jahrhunderts. So erweist sich die "Gobalisierung" trotz der in vieler Hinsicht neuen Qualität der damit verbundenen Veränderungen strukturell auch als Fortsetzung und eskalierende Vertiefung jener Umgestaltung, die das kapitalistische System vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an geprägt hat.

Die fortschreitende Konzentration des Kapitals ist auch heute noch in vollem Gange, und dies mit dem aktuellen Fusionsfieber der „global players" sogar in einer um 1900 noch kaum vorstellbaren Dimension. Auch die Tendenz zu imperialen Konflikten – über Handels-"Kriege" bis hin zu militärischen Aktionen –, von den Fesseln des Systemdualismus mit seinem annähernden Machtgleichgewicht der großen Militärblöcke befreit, aber von dessen Auflösungs- und Nachfolgeprozessen stimuliert, lebt in gefährlicher Weise auf. Die überregionalen und internationalen Gemeinschaften und Bündnisse der hochentwickelten Zentren können nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die allgemeine Disposition zu übergreifenden, die gesamte Weltlage potentiell destabilisierenden Konflikten mit möglicherweise katastrophalen Konsequenzen wieder verstärkt. *Die Frage Krieg oder Frieden, die im ersten Weltkrieg erstmalig zur Überlebensfrage* auch der großen Völker und schließlich nach dem zweiten – speziell mit der Entwicklung nuklearer Waffen – der Menschheit überhaupt wurde, bleibt ein globales Existenzproblem, zumal das Wettrüsten und der immens gewachsene internationale Waffenhandel im kalten Krieg wie nach dessen Ende verheerende Folgen zeitigten und auch heute zeitigen. Die von 1917 ausgehenden alternativen Gesellschaftsentwicklungen sind mit ihrem Zusammenbruch

in der Sowjetunion, in Ost-, Südost- und Mitteleuropa als internationales System und als Machtblock nunmehr Geschichte. Während Kuba, Vietnam und Nordkorea noch als historische Restentwicklungen betrachtet werden könnten, hat die Systemkontinuität in China weit größeres Gewicht. Letztlich entscheidet sich erst dort der Ausgang des Projekts, Kommunismus als politisch-ideologische Ordnung und moderne Transformation miteinander zu verbinden, woran die Sowjetunion trotz ihrer zeitweiligen Erfolge letztlich scheiterte. Rußland selbst und die meisten Länder der ehemaligen UdSSR befinden sich seit 1991 in Übergangsprozessen mit noch unentschiedener Tendenz. Aber ihre Fortsetzung finden auch die großen weltgeschichtlichen Verschiebungen, die vor allem unter dem Einfluß der russischen und chinesischen Revolution und später des „sozialistischen Lagers" binnen eines halben Jahrhunderts zum Zusammenbruch des imperialistischen Kolonialsystems geführt hatten, bei weitem noch nicht abgeschlossen sind. Sie entwickeln sich vielmehr infolge der „Globalisierung" mit ihren offenkundigen neoimperialistischen Tendenzen eher wieder auf einem gefährlichen Konfliktkurs. In der heutigen multizentrischen Welt verweist der geschichtliche Trend, der über Jahrhunderte auf die Expansion europäischer Mächte hinauslief, mehr und mehr in die entgegengesetzte Richtung.[51] Trotz oder vielleicht sogar wegen der Dominanz der alten Zentren, deren Gewichte sich ja im 20. Jh. gegenüber der Zeit vor 1914 selbst wesentlich zuungunsten Europas verschoben haben, geht diese weltgeschichtliche Umschichtung weiter, wobei völlig ungewiß ist, wie sie künftig verlaufen, welche Konflikte und welche formationellen Ergebnisse sie zeitigen wird. Entscheidend dafür ist, was die metropolitanen Mächte, heute vor allem die USA, tun oder nicht tun, und deren Verhaltensweisen laufen leider darauf hinaus, katastrophale Verlaufsformen immer mehr in den Bereich des Möglichen zu rücken, wie sie bereits unter anderen Bedingungen und natürlich so nicht wiederholbar für die erste Phase dieses Prozesses zwischen 1900 und 1945 charakteristisch waren. Damals wie heute beruhen diese Tendenzen – wie Jörn Rüsen jüngst zu Recht hervorgehoben hat – auf jenem okzidentalen Nationalismus und Ethnozentrismus, der die Verständigung der Kulturen ebenso verhindert wie ähnliche Ideologien in anderen Teilen der Welt fördert[52], worin im übrigen eine enge Verknüpfung mit der Krieg-Frieden-Problematik zu sehen ist.

5. Geschichtsprozeß als Resultante

Die knappe Skizze der wichtigsten Revolutions- und Formationsprozesse des 20. Jahrhunderts zeigt, wie notwendig es ist, die mit dem früheren Formationsdenken verbundenen Auffassungen von den Gesetzmäßigkeiten formationeller Entwicklungs- und Übergangsprozesse kritisch zu überprüfen. Trotz vielfältiger Bestrebungen, den Gesetzesbegriff entsprechend neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen zu modifizieren[53], blieb er mit mechanistischen Vorstellungen versetzt. Das ist am allerwenigsten Marx anzulasten. Er war viel zu sehr Dialektiker, und ihm blieb immer bewußt, daß Termini wie „Gesellschaftsform", „Basis", „Überbau" usw. immer nur als Abbreviaturen des Vico-Gedankens, daß die Menschen ihre eigene Geschichte selbst machen, sinnvoll fungieren können. Selbst Karl R. Popper, der für seine scharfe Gegnerschaft zur Marxschen Geschichtstheorie bekannt ist, und Herbert Marcuse haben in einem Gespräch klar bekannt: „there is no justification in Marxian socialism for such determinism".[54] Such determinism – damit ist jene zum mechanischen Determinismus neigende Sichtweise des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus gemeint, mit der schon die Theoretiker der II. Internationale wie auch der Bolschewiki nie recht fertig wurden und der im Marxismus-Leninismus bis zuletzt die Vorstellungen von Formation und Revolution vor allem in neuer und neuester Zeit maßgeblich beeinflußte.

Vor allem hat sich das von den Marxisten oft zur Schau gestellte „Vorwegbescheidwissen" (Adorno/Horkheimer) als der Sache völlig unangemessen erwiesen und mußte demzufolge scheitern. Wir sagen damit nicht, prävisionelle Denkaktivitäten hätten keine Berechtigung mehr. Wir halten wenig von dem postmodernen Gerede gegen die „großen Erzählungen" schlechthin. Es gibt keine wichtigere Kulturaufgabe der Menschheit, als begründete Erwägungen und Visionen über eine Welt zu erarbeiten, in der die Entwicklung der produktiven Kräfte der Menschen der Wohlfahrt aller und der freien Entwicklung der menschlichen Individualität dient und die Verwandlung der produktiven Kräfte in destruktive verhindert wird. Das ist eigentlich der Kernpunkt des ganzen Marxschen formationstheoretischen Ansatzes, seiner geschichtsphilosophischen Konzeption und seines Konzepts des Kommunismus als Fortschritt zur gesellschaftlichen Entfaltung der produktiven Kräfte der Menschheit. Dabei gilt es zu realisieren, was zu

den großen Denkleistungen unseres Sozietätsgründers Leibniz gehört: *das Mögliche* oder *in Möglichkeiten zu denken*, und das bedeutet im Hinblick auf gesellschaftspolitische Fragen, *in Alternativen zu denken*.

Wir erinnern hier an jene Thematik, die das Plenum unserer Sozietät vor sieben Jahren in mehreren Diskussionen erörterte. In drei Worten angedeutet: globaler Wandel, komplexe Prozesse, stochastisches Geschehen.[55] Heute wissen wir besser als früher: darum handelt es sich auch in der formationellen Entwicklung. Wir haben es auch bei den Prozessen der Gesellschaftsformation und -transformation mit im großen und ganzen irreversiblen Zustandsfolgen hochkomplexer Systemveränderungen zu tun, die sich in unerschöpflich vielen zufälligen Begebenheiten und Aktivitäten vollziehen, wobei neben Kontinuitäten Kontinuitätsbrüche und Verzweigungen eine wesentliche Rolle spielen und aus kleinen Ursachen dramatische Großveränderungen resultieren können. Auf dieser Erkenntnisgrundlage muß die mit der Formationstheorie verbundene Geschichts- und Sozialismusauffassung rekonstruiert werden.

In diesem Zusammenhang muß vor allem das Problem der *Geschichtsresultante* bedacht werden. Daß die Aktivitäten der Menschen einander überkreuzen und daher die Fernwirkungen des menschlichen Handelns von den Intentionen der Beteiligten mehr oder weniger abweichen, war den Menschen seit langem bekannt. Brisant für die Geschichtstheorie wurde diese Problematik, als sich die Auffassung durchsetzte, daß die Menschen ihre eigene Geschichte machen. Giambattisto Vico, der diesen Grundgedanken der Aufklärung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts formulierte[56], behalf sich als tief gläubiger Katholik mit der göttlichen Vorsehung, die das geschichtliche Geschehen so lenkt, daß der Menschen Tun Ergebnisse zeitigt, welche nicht in ihrer Absicht lagen. Von Adam Smith stammt die berühmte Formel von der invisible hand (oder „allpfiffigen Vorsehung", wie Marx höhnte[57]), die bewirkt, daß sich in dem allgemeinen Zusammenstoß von lauter egoistischen Einzelaktionen das Gemeinwohl durchsetzt. Er brachte damit die allgemeine Ansicht sehr vieler seiner Zeitgenossen auf den Punkt. Nach Kant wiederum kann man die Geschichte der Menschengattung auffassen als „Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur"[58]. Hegel argumentierte mit einem „Plan der Vorsehung", einem „Endzweck an-und-für-sich", welcher der Weltgeschichte zugrunde liege.[59]

In der materialistischen Geschichtskonzeption von Marx und Engels gab

es dagegen keinen Raum für irgendeine unsichtbare Hand oder für eine göttliche oder natürliche Vorsehung, die am Ende alles zum Guten wendet, also auch kein Raum für die Annahme eines unabhängig vom Zutun der Menschen notwendig eintretenden sozialen Fortschritts zum Besseren. Für Engels war der *geschichtliche Verlauf die Resultante des Zusammenwirkens praktisch unendlich vieler Wirklinien.* Die Geschichte mache sich so, „daß das Endresultat stets aus dem Konflikt vieler Einzelwillen hervorgeht". Es seien „unzählige einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante – das geschichtliche Ergebnis – hervorgeht". Einerseits trägt nach Engels jeder Einzelwille zur Resultante bei, ist also „in ihr einbegriffen", andererseits stellt er fest: „was herauskommt, ist etwas, das keiner gewollt hat."[60] Der reale geschichtliche Verlauf weicht von den Absichten, Plänen, Konzepten der Beteiligten tendenziell, mehr oder weniger stark, aber *grundsätzlich* ab. Die Sicht des Problems hat den Vorteil, daß sie Wertungen und teleologische Geschichtskonzepte aus der Analyse heraushält.

Auch gesellschaftstransformatorische Prozesse und die Entstehung neuer gesellschaftlicher Strukturen müssen unter dem Aspekt der Resultanten- oder Synthesebildung gesehen werden. Marx hat derartige Prozesse im Hinblick auf den Zusammenstoß der gesellschaftlichen Strukturen der germanischen Eroberer mit dem krisengeschüttelten weströmischen Reich konstatiert. Es trete „eine Wechselwirkung ein, wodurch Neues entsteht, eine Synthese".[61] Joachim Herrmann hat gezeigt, daß und wie sich der europäische Feudalismus in mehreren solcher Synthesezonen ausbildete.[62] Ähnliches dürfte für die Entstehung der antiken Produktionsweise gelten.

Der Blick in die Geschichte, darunter auf die von uns selber erlebte, führt auf die These, daß sich auch heute formationelle Neuansätze ausbilden, indem unterschiedliche Strukturen, Interessen, Tendenzen, Traditionen aufeinandertreffen, indem heterogene Reproduktionsweisen, Kulturen und Lebensweisen einander überlagern, beeinflussen, in ein Spannungsverhältnis geraten usw. Das Problem der Resultanten- und Synthesebildung ist daher gerade für gegenwärtige Entwicklungen wichtig. Denken wir beispielsweise an die Wandlungsprozesse in Ostasien. Dort spielen sich bei riesigen Bevölkerungsmassen Erneuerungsprozesse ab, in denen die unterschiedlichsten geschichtlichen Einflußfaktoren, Traditionen, Kulturen und Strukturen zusammenfließen. Es ist nicht abzusehen, was sich da an Konfliktbewälti-

gungsformen, an unerwarteten und unerwartbaren Synthesen und formationellen Prozessen ausbilden wird. Vor allem im Hinblick auf China sollte aufmerksam verfolgt werden, was sich in diesem Raum abspielt. Auch die Resultate der Veränderungen in Rußland oder im nahen und mittleren Osten sind kaum absehbar.

Vor allem aber war es ein grundsätzlicher Irrtum, den Gedanken der Resultantenbildung und des Abweichens von Resultat und Absicht nur auf die bisherige Entwicklung zu beziehen und den Sozialismus auszunehmen. Die Erfahrung hat uns augenscheinlich eines besseren belehrt, was allerdings bereits aus theoretischen Gründen einsichtig gewesen wäre. Auch Engels argumentiert in dieser Hinsicht nicht differenziert genug. Wenn er sich überhaupt über eine künftig mögliche Gesellschaft äußerte, so tat er das wie Marx auch im allgemeinen mit großer Vorsicht. In seiner Arbeit über Feuerbach verwarf er prinzipiell jeden Gedanken an eine vollendete Staats- und Sozialordnung. Im „Anti-Dühring" lesen wir jedoch, daß die Menschen künftig „ihre Geschichte mit *vollem Bewußtsein* selbst machen" und daß von ihnen die Gesetze „mit *voller Sachkenntnis* angewandt und damit beherrscht" werden.[63] Die von uns hervorgehobenen Stellen sind offenkundig überspitzt, und sie stimmen nicht gut zusammen mit dem Gedanken der Geschichtsresultante. Wenn man sie jedoch schwächer formuliert – Engels selbst tut das an gleicher Stelle[64] –, dann wird ein Grunderfordernis heutiger und bevorstehender Geschichte ausgedrückt. Aus dem allgemeinen Fakt der Resultantenbildung folgt ja noch nicht, in *welchem Umfang* Absicht und Resultat voneinander differieren und *welches Ausmaß an Friktionen* damit verbunden sind. Diese Frage brennt der Menschheit heute mehr und mehr auf den Nägeln. Die herkömmlichen gesellschaftlichen Regelmechanismen, mit denen ohnehin nicht vermieden werden konnte, daß sich die Geschichte, wie Engels sagt, als „grausamste aller Göttinnen" erweist, die ihren Triumpfwagen über „Haufen von Leichen" führt[65], versagen. Unter den Bedingungen des wissenschaftlichen und technologischen Fortschritts der Gegenwart und bei den sich global ausweitenden und verdichtenden Wirtschafts- und Finanzströmen können derartige Friktionen leicht zum Genozid werden – eine Gefahr, die unermeßlich anwachsen würde, wenn nicht Mittel gefunden werden, welche großmachtpolitisch-aggressiven Bestrebungen den Weg verlegen oder wenn die Menschheit in sorgenloser Pragmatik der heute von Neoliberalen verkündeten Version der „invisible hand"[66] folgen würde.

6. Formationsbegriff und kapitalistische Gegenwart

An diese Stelle kommen wir auf die in den ersten Abschnitten erörterte Genesis der Marxschen Formationstheorie zurück. Wenn wir, das früher weithin unterschätzte Spätwerk besonders hervorhebend, ein Fazit versuchen, so fallen drei unterschiedliche, zugleich aber eng verknüpfte Betrachtungsweisen bzw. Interpretationen von „Gesellschaftsformation" auf.

Erstens ist unter Formationsentwicklung der gesellschaftliche Produktions- und Reproduktionsprozeß der materiellen und gesamtgesellschaftlichen Lebensbedingungen zu verstehen, der der Menschheitsgeschichte im Ganzen zugrunde liegt. Ihn konstituieren dialektische Beziehungen von Natur und Gesellschaft, von Sein und Bewußtsein, ökonomischen Grundlagen und politischen, rechtlichen, kulturellen und ideologischen Formen bzw. Institutionen (d. h. die vielfach dogmatisch interpretierte Basis-Überbau-Dialektik).

Zweitens zielt der Terminus bei Marx auf die ideelle Rekonstruktion der realgeschichtlichen Genesis der bürgerlich-kapitalistischen Produktionsweise und Gesellschaft. Dabei treten einerseits Entwicklungsstufen hervor, die schließlich zur Herausbildung des Kapitalismus führten („progressive Epochen"), andererseits wird auf das konkrete Werden der Totalität bürgerlich-kapitalistischer Verhältnisse wie in England orientiert, was zugleich das Aufspüren von Widersprüchen einschließt, die auf den Übergang zu einer qualitativ neuen Stufe verweisen. Diese Sichtweise ermöglicht einen komplexen System- und Entwicklungsbegriff für hochentwickelte Gesellschaften.

Drittens wird, bereits in den „Grundrissen" 1857/58 angedeutet[67], dann aber nach 1877 von zentraler Bedeutung, ein weiterer veränderter Bedeutungsgehalt des Terminus sichtbar. Er bezeichnet nun Formationsgrundtypen bzw. Formationsreihen je nach den gentilen, agrarischen oder gewerblich-marktwirtschaftlichen und – für die Zukunft – modern kommunistischen Dominanten menschlicher Existenzsicherung, auf Basis der Sippe, des Grundeigentums und Kapitals, schließlich der mit der gesellschaftlichen Nutzung der modernsten Produktivkräfte verbundenen Wiederherstellung des Gemeineigentums im modernen Kommunismus. Das läßt uns Grundformen und große Formierungsfolgen der Lebens- und Produktionsweise bei gleichzeitigem Hervortreten vielfältiger geschichtlicher Antriebkräfte unterscheiden.

Diese verschiedenen Aspekte des Marxschen Formationsbegriffs weisen einen methodischen Reichtum auf, der in der Vergangenheit dogmatisch simplifiziert wurde, der aber erschlossen und heute in Anschlag gebracht werden sollte. Ihre Zusammenschau kann den Blick öffnen für eine Bilanz des 20.Jahrhunderts und für heutigen Perspektivprobleme, die sich von der verarmten Formationsauffassung und der damit verbundenen Epochebestimmung von 1957/60[68] deutlich abhebt, da sie die für die Formationsperspektiven praktisch wie theoretisch ins Gewicht fallenden Modifikationen und Aberrationen nicht ausblendet, sondern gerade in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt.

Es liegt nahe, bereits die gesamte „modern-bürgerliche" (wie Marx sie nennt) Transformation, die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in ein weites Spektrum unterschiedlicher, teilweise gegensätzlicher Formierungen aufsplittete, in der Projektion einer besonderen Entwicklungsreihe zu betrachten. Die vielschichtigen Formen der Genesis des Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft in Europa seit dem 15. und 16. Jahrhundert, die Entwicklung und weltweite Expansion des modernen Industriekapitalismus von diesem Zentrum aus, das imperialistische Weltsystem und schließlich der Systemkonflikt erscheinen als unterschiedliche Stadien und Formierungsschübe einer auf Industrie, Markt und Kapitalverwertung gegründeten Formationsentwicklung, die nach zeitlicher Ausdehnung und struktureller Vielfalt weit über den engeren Systembegriff „Gesellschaftsformation" hinaus reicht.

Synchron und diachron öffnet das Ende des Ost-West-Dualismus in dieser Hinsicht den Blick für die sehr große Variationsbreite von Formationsprozessen innerhalb der modernen Produktionsweise. Zum einen gilt das in bezug auf die Vielfalt kapitalbestimmter Gesellschaftstypen, die heute von der Europäischen Union, Nordamerika und Japan bis Indien und Südostasien, Lateinamerika, Afrika und Osteuropa reichen. Retrospektiv wird das Spektrum noch vielschichtiger und umfaßt dann auch die Reiche der Hohenzollern, Habsburger und Romanovs vor 1917 ebenso wie die faschistischen Staaten der Zwischenkriegszeit und die viele Entwicklungsdiktaturen im Ergebnis des Zerfalls der Kolonialreiche nach dem zweiten Weltkrieg. Es fällt schwer, alle diese Formen unter ein und dasselbe Formationssystem, genannt „der Kapitalismus", zu subsumieren. Hier sollte auch auf die oft übersehene Wortwahl im ersten Satz des „Kapital" verwiesen werden, wo

Marx von „Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht"[69] spricht, wobei zu berücksichtigen ist, daß diese „kapitalistische Produktionsweise" bei Marx als sich entwickelnde begriffen wird.

Zum anderen läßt sich ähnliches auch für die sozialistisch orientierten Gesellschaften nach 1917 und 1944–49 sagen. Die ostmittel- und südosteuropäischen Länder waren unter sich und von der Sowjetunion und der DDR schon sehr verschieden, ganz abgesehen von China, Vietnam und Kuba, wo Sozialismus und kommunistische Herrschaftssysteme noch existieren. Manfred Kossok antwortete auf die Frage, welchen Charakter der Revolutionszyklus des 20. Jahrhunderts hatte, zu Recht: „Die Fülle der Revolutionen (Rußland, Ungarn, Deutschland, Lateinamerika: Mexiko, Chile, Kuba, Nicaragua u. a. m., China, Spanien, Ost- und Südosteuropa, Südostasien) mit dem Begriff 'sozialistische' und/oder 'proletarische' Revolutionen nach dem Wesen ihrer unterschiedlichen Triebkräfte und Hegemoniekonstellationen zu belegen, erweist sich als unmöglich."[70]

Gesellschaftliche Ordnungen des sowjetischen Typs sind einerseits als alternative Sonderentwicklung, andererseits als Reaktion auf neue Formierungsschübe des „Zentrums" zu verstehen. Hatten die revolutionären Umwälzungen im Osten ihre Ausgangsbedingungen in einer langfristigen Strukturkrise und Umschichtung des Kapitalismus um die Jahrhundertwende, so war ihr Fehlschlag mit der tiefgreifenden Umstrukturierung des hochentwickelten Kapitalismus seit den 1970er Jahren verbunden. Alles in allem zeigt folglich dieser Versuch einer grundsätzlichen Alternative neben seinen inneren Impulsen und Widersprüchen in allen Phasen auch übergreifende Wandlungen und Umwälzungen an, die in der Weltentwicklung des 20. Jahrhunderts überall vor sich gingen oder potentiell angelegt waren.

Konstellationen der Koexistenz (und teilweise auch schon des direkten Konflikts) von unterschiedlichen Formationstypen in einer übergreifenden Gesamtentwicklung gab es schon im Gegensatz antiker und orientalischer Formen im Altertum wie auch des west- bzw. mitteleuropäischen Feudalismus und der in despotischen Herrschaftssystemen ausgeprägten Gesellschaften großen Grundeigentums in Osteuropa, bei den Arabern, in Indien und China, die jeweils wieder untereinander große Formationsunterschiede aufweisen.

Demnach würde der „Kapitalismus" in einer universalen Formationsübersicht einen ähnlichen umfassenden Platz einzunehmen wie „traditiona-

le Agrargesellschaft" als Synonym für die sekundäre antagonistische Reihe der auf dem Grund und Boden als dominierendem Produktionsmittel begründeten Klassengesellschaften. Er umfaßt übergreifend alle auf Kapitalverwertung, großer Industrie und Marktmechanismen beruhenden Gesellschaften wie jene die ganze Entwicklungsreihe auf Agrarproduktion und Grundeigentum gegründeter Formationen und wie „Urgesellschaft" alle ursprünglichen Gemeinwesen mit gentilen oder später gemeinwirtschlichen Verhältnissen der Erzeugung der materiellen Lebensbedingungen.

„Kapitalismus" wäre dann gewissermaßen die „tertiäre" Stufe, von der in den Zasulic-Briefentwürfen die Rede ist, einmal als einfache Fortführung innerer Abstufungen unterschiedlicher Schichten innerhalb der großen Entwicklungsreihen von Urgesellschaft und Klassenantagonismus, zum anderen aber als Entwicklung nach dem Umbruch des Kapitalismus, die Marx offenbar dem modernen Kommunismus zuschreibt. Wir wissen heute nicht, ob die Entwicklungsreihe der Kapitaldominanz, die mit dem Früh- und Handelskapitalismus des 15. und 16. Jahrhunderts begann, gegenwärtig innere Neuformierungen aufweist oder, worauf manches hindeutet, ein Umbruch des Formationsgrundtyps begonnen hat, der die Geschichte nicht weniger verändert als die neolithische Revolution, mit der die Kultur- und Zivilisationsentwicklung begann. Das impliziert unter der gegenwärtigen globalen Ausdehnung der Progressions- und Destruktionsgewalt der herrschenden Verhältnisse die Alternative des Beginnes einer neuartigen formationellen Entwicklungsreihe oder auch des katastrophalen Abbruchs der erreichten Hochzivilisation bis hin zu den ja tatsächlich faßbaren Gefahren des Untergangs der Gattung homo sapiens.

7. Transformationsdruck und Entwicklung der produktiven Kräfte

Das ist nun aber der springende Punkt: Angesichts der verheeerenden Konsequenzen, die das ungestörte Obwalten des neu entfesselten, nunmehr globalen Kapitalismus nach sich zieht, kann es nicht unsere Sache sein, die Perspektiven als westlich-kapitalistische Vollendung der Geschichte zu denken, wie es ja schon oft genug versucht wurde und auch heute oft mit dem Schlagwort „Globalisierung" unterstellt wird. Gerade der Ansatz des Marxschen Spätwerkes und im übrigen auch viele Ausführungen über die

kapitalistische Produktionsweise und deren Vorbedingungen in den „Grundrissen" erhellen, auf unsere Zeit bezogen, mit aller Schärfe den Transformationsdruck der Gegenwart über die aktuelle Kapitalherrschaft hinaus als Existenzfrage der menschlichen Zivilisation, vielleicht sogar noch viel drängender, als es Marx um die vorige Jahrhundertmitte wissen konnte.

Das Ende der Systembipolarität hat kein einziges der Menschheitsprobleme gelöst, sondern nur – wie es der Club of Rome vor einigen Jahren treffend formulierte – den Deckel weggerissen vom Hochdruckkocher der Weltprobleme[71]. Die Problemlage, die wir als *Transformationsdruck* umschreiben, hat sich, wie bereits gesagt, seit Ende des 19. Jahrhunderts vorbereitet. Im besonderen ist sie Resultat vielschichtiger formationeller Prozesse, die in den letzten Jahrzehnten zum großen Teil noch unter der Oberfläche des Dualismus der Blöcke und Systeme – durch diesen mehr verdeckt als an den Tag gebracht – vor sich gingen. So setzte gegen Ende der 60er Jahre eine Umwälzung der Arbeits- und Lebensweise eines großen Teils der Menschheit ein – ein geschichtlich beispielloser Prozeß, der mehr und mehr globale Maßstäbe annahm. In Stichworten: Ungeahnte Zunahme der industriellen und der landwirtschaftlichen Produktion wie des Handels, explosionsartiges Wachstum der Erdbevölkerung bei steigender Lebenserwartung, grundlegende und zugleich sehr vielgestaltige strukturelle Wandlungen der Arbeiterschaft, rapide Abnahme der Bauernschaft, die seit dem Neolithikum die Grundlage aller Entwicklung war, Agglomeration großer Menschenmassen in Groß- und Megastädten, technische Revolutionierung der alltäglichen Lebensweise, allgemein rasch wachsendes Bildungsniveau, entschiedene Veränderungen in der gesellschaftlichen Rolle und der Interessenvertretung der Frauen. Grundlegend war die technische Rationalisierung der Produktion und schließlich die in Gang kommende informations- und kommunikationstechnologische Revolution.

Festzuhalten ist, daß der angedeutete Wandel einerseits weitestgehend *systemübergreifend* ablief. Andererseits vollzog er sich *regional wie sozial extrem ungleichmäßig* und mit rasch sich zuspitzender Gegensätzlichkeit. Vor allem nahm der Gegensatz von armen und reicheren Ländern dramatisch zu, und erstmalig traten die ökologischen Negativfolgen unkontrollierter Entwicklung mit massiver Wucht und als tiefgreifende Krise des gesamten herrschenden Reproduktionstyps hervor.

Die möglichen Richtungen, Triebkräfte, Prinzipien anstehender Transformationsprozesse müssen heute anders als früher gedacht werden. Die Konsequenzen, die sich bei einer umfassenderen Sicht der Formierungsprozesse ergeben, unterscheiden sich wesentlich von jenen, die aus der teleologisch auf das Sowjetsystem fixierten Formations- und Epochevorstellung gewonnen wurden. Aber sie entsprechen dem in der „Deutschen Ideologie" von Marx' und Engels' proklamierten Herangehen. Marx und Engels bestimmen da den von ihnen intendierte modernen Kommunismus im Sinne des Konzepts kognitiv begründeter Weltveränderung entgegen utopischen Idealisierungen, nach denen sich die Wirklichkeit zu richten habe, als „die wirkliche Bewegung, welche den jetzt bestehenden Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung".[72] „Moderner Kommunismus" ist also für sie der Entwurf möglicher Wege zur gedeihlichen und zukunftssichernden Lösung vorhandener Widersprüche und Konflikte. Wir haben uns unter den gegenwärtigen Umbruchsbedingungen zu fragen, was denn heute „der bestehende Zustand" ist und wo eine ihn aufhebende Bewegung anzusetzen hat, und müssen Marx darauf hin gewissermaßen neu lesen.

Hier muß auf eine elementare Grundlage der Formationstheorie zurückgegangen werden, auf die Problematik der *Produktivkraftentwicklung* und der Gestaltungsmöglichkeiten von Entwicklungsprozessen in der Dialektik von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnissen. Die Widersprüche, die sich heute in diesem Bereich ausbilden, induzieren einen Transformationsdruck ganz neuer Qualität, die sich von der vorausgegangener Krisen und Umwälzungen in der kapitalistisch dominierten Moderne grundlegend unterscheidet. Ihre teils neuartigen, teils die oben skizzierten Wandlungen der vorausgegangenen Jahrzehnte fortsetzenden und vertiefenden Merkmale sind oft beschrieben worden: eine neue, tiefgreifende Umwälzung von Wissenschaft und Technik und damit aller Bereiche der Produktion, der Kommunikation und Konsumtion, der Wandel der Arbeitswelt und der Bildung und Ausbildung, ein neuer Schub der Kapitalkonzentration mit riesigen Fusionen, die schnelle qualitative Umschichtung und quantitative Schrumpfung der Arbeitsmärkte, die rasche weitere Vergrößerung des Entwicklungsgefälles in den reichen Ländern wie auch zwischen diesen und den Entwicklungsländern, dazu die wachsende Disposition zu Kriegen und Bürgerkriegen und die Destabilisierung der inter-

nationalen Sicherheit. Alles dies vollzieht sich bei eher noch wachsenden, aber immer mehr machtpolitisch verdrängten ökologischen Krisenerscheinungen. Vieles deutet darauf hin, daß die aktuellen Umbrüche die gesamte moderne Zivilisation bis in ihre Tiefenschichten erschüttern und dadurch in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung nur mit der sogenannte neolithischen oder agrarischen Umwälzung zu vergleichen sind, die vor etwa 10-20 Tausend Jahren mit der seßhaften Lebensweise die menschliche Zivilisation erst hervorbrachte.

Die tieferen Ursachen der weltweit spürbaren Krisensituation, bei denen auch jede Debatte über Auswege aus der Krise ansetzen muß, liegen darin, daß das *gewaltige – und ohnehin mit Gefahrenpotentialen behaftete – Innovations- und Produktivitätspotential heutiger Wissenschaft und Technik in die progressiv-destruktive Doppeldynamik der modernen kapitalbestimmten Produktionsweise integriert ist.*

Bereits bei Marx – vor allem in den „Grundrissen" – wird auf die Perspektive einer *grundlegenden Verschiebung der Quellen des gesellschaftlichen Reichtums und damit der gesamten Arbeitswelt und der gesellschaftlichen Strukturen* verwiesen. Was Marx hier ausführt, muß zu seinen bedeutendsten prävisionellen Leistungen gerechnet werden. Nicht mehr die Arbeit des Menschen im unmittelbaren Produktionsprozeß werde der Grundpfeiler der Produktion und des Reichtums sein, sondern die Verwandlung des Produktionsprozesses in einen wissenschaftlichen Prozeß, die Akkumulation des Wissens und des Geschicks, des Menschen „Verständnis der Natur und die Beherrschung derselben durch sein Dasein als Gesellschaftskörper – in einem Wort, die Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums"[73]. Der Diebstahl an fremder Arbeitszeit, auf der der kapitalistische Reichtum beruhe, erscheine demgegenüber als „miserable Grundlage". Das liest sich wie ein Vorgriff auf die heute anstehende Umwälzung der Produktivkräfte, die mit der informations- und kommunikationstechnologischen Revolution verbunden ist. Die Produktivität der Köpfe, exzellente Bildung und Ausbildung, ständiges Lernen, Mobilität und Flexibilität, die Kultur der alltäglichen Lebensweise, der Austausch von know how, die Förderung von Innovationsinteressen und die Gestaltung innovativer Strukturen werden zu den Hauptquellen des gesellschaftlichen Reichtums und wachsender Produktivität. Das unterscheidet die heutige Entwicklung von der industriellen Revolution, und es wird diese mehr und

mehr hinsichtlich der gesellschaftlichen Wirkungen in den Schatten stellen, und zwar sowohl in den produktiven wie den destruktiven Möglichkeiten. Eine grundlegende, tief in ökonomische, finanzielle und rechtliche Strukturen und Regulierungsmechanismen eingreifende Reform der Arbeitsgesellschaft steht auf der Tagesordnung.[74] Die These, wonach der Gesellschaft die Arbeit ausgehe, und manches, was heute über Arbeitsbeschaffung, Abbau der Arbeitslosigkeit u. ä. debattiert wird, ist weit entfernt von den sich ergebenden gesamtgesellschaftlichen Erfordernissen.

Überhaupt darf die Entwicklung der Produktivkräfte nach Marx nicht verstanden werden – auch wenn das immer wieder unterstellt wird – als exzessives Wirtschaftswachstum mit quantitativ anwachsendem Ressourcen- und Energieverbrauch und ebenso wachsender Umweltbelastung. Bei Marx ist die Rede von den Produktivkräften als dem Resultat *angewandter Energie der Menschen*, als erworbener und von Generation zu Generation tradierter und weiterentwickelter Kraft, deren Entwicklung die Basis der sozialen wie der individuellen Geschichte der Menschen darstelle.[75] Im Zentrum steht demnach das, was durch menschliche Energie, durch Anstrengung und Schöpferkraft des Intellekts erworben, tradiert und weiterentwickelt wird: Wissen, verallgemeinerte Arbeits- und Organisationserfahrungen, Methoden, Verfahren, Arbeitskultur, Mentalitäten, kurz, das multivalent nutzbare know why und know how, weiter verallgemeinert: *Information.*

Es sei aber auf folgendes aufmerksam gemacht. Wenn hinsichtlich der Produktivkraftentwicklung das Augenmerk auf Prozesse, Implikationen und Perspektiven der informations- und kommunikationstechnologischen Revolution gelenkt wird, so ist das berechtigt, aber nur zu billigen, wenn man sich bewußt bleibt, daß das vorerst nur eine Minorität der Menschheit betrifft. Das menschliche Leben im größten Teil der Welt wird durch weit niedrigere Niveaus der Produktivkraftentwicklung bestimmt, aus denen bei den heutigen, mehr und mehr durch den sogenannten Neoliberalismus dominierten weltwirtschaftlichen Verhältnissen kein Volk aus eigner Kraft einen Ausweg finden kann, die aber ausreichen, um die Masse der Völker in materieller und kultureller Armmut und in Subalternität zu halten. Dabei ist noch gar nicht erwähnt, daß eine große und rasch wachsende, sich aus der sich auflösenden Bauernschaft rekrutierende Masse von Menschen in Slums und auf Müllbergen von Megastädten lebt, wo von der Entwicklung

und Handhabung produktiver Kräfte, also von menschlicher Existenz, überhaupt keine Rede sein kann.

Man muß sich vergegenwärtigen, welche gewaltigen materiellen und kulturellen Potentiale der Menschheit durch diese Entwicklung der Dinge, die ja auch eine Begleiterscheinung der heutigen Globalisierung ist, brachgelegt und vernichtet werden. Marx und Engels hatten elementar recht, als sie sagten, daß die Menschen sich stets nur „so weit befreiten, als nicht ihr Ideal vom Menschen, sondern die existierenden Produktivkräfte ihnen vorschrieben und erlaubten."[76] Es wird klar, wo angesetzt werden muß, wenn die klassischen Losungen von Freiheit und Menschenrechten nicht gefährliche Lügen und hohle Phrasen sein sollen und wenn man den Migrations- und Wanderströmen, die andernfalls die entwickelteren Weltteile unaufhaltsam und mit verheerenden Konflikten einhergehend überschwemmen werden, Einhalt gebieten will. Unübersehbar ist auch, daß die barbarische, mörderische Zuspitzung ethnischer Konflikte in fast allen Teilen der weniger entwickelten Welt ihren Ursprung in dieser ungleichen Entwicklung hat. Man kann sich nur wundern über die Torheiten aller, die meinen, mit fremdenfeindlichem juristischem Mauerwerk und Parolen oder gar mit moralisch drapierten Militärschlägen könnte man gegenhalten. Es kommt hinzu, daß die Widersprüche, die diese gefährlichen Prozesse hervorbringen, nicht auf die weniger entwickelten Weltteile beschränkt sind. Sie greifen mit dem Voranschreiten des Neoliberalismus ja auch in den hochentwickelten Ländern – man denke nur an die anwachsenden und sich vertiefenden Gräben zwischen den Lebensbedingungen der adäquat Beschäftigten, der Unterbeschäftigten oder Billiglöhner und der Arbeitslosen und Pauperisierten.

Engels entwickelte die Formel, daß die Menschen „Herren ihrer eignen Vergesellschaftung" werden.[77] Das ist treffend und erfaßt mit Bezug auf die Produktivkraftentwicklung in unserer Zeit die conditio sine qua non – und das im vollen Wortsinn – heutiger und künftiger Gesellschaftsentwicklung. Wie wir wissen, ist das eine Frage nicht nur theoretischer Konzepte (ohne die natürlich nichts geht) oder des Wunsches, des Willens, der Absichten, sondern primär eine Frage der Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen, vor allem der Produktionsverhältnisse. Dies kann zumal heute, wo die Produktivkräfte hochkomplexe, extrem dynamische, produktive und destruktive Potentiale enormen Umfangs zugleich freisetzende Systeme bilden, kein einmaliger Akt sein, sondern muß als *ständige Aufgabe* der Formierung

gesellschaftlicher, primär sozialökonomischer Strukturen verstanden werden. Produktionsverhältnisse können weder vorweg konstruiert noch eingeführt werden. Es kann sich da nur um „werdende Formen"[78] handeln, die sich im praktischen Prozeß der Produktivkraftentwicklung formieren, sozusagen in einem beständigen, kontrollierten Suchprozeß, der auf die Bewältigung sich rasch veränderter Komplexitäten im Sinne der genannten Engelsschen Formel gerichtet ist. Am Wesen der Sache vorbei geht die früher bei uns vorherrschende mechanistische Vorstellung, es müsse einem „Gesetz der Übereinstimmung" entsprochen werden, und die Produktivkräfte müßten, damit sie „sich" wieder frei entwickeln können, von Zeit zu Zeit einen neuen Rahmen erhalten. In Wahrheit geht es darum, ökonomische, soziale, rechtliche und natürlich entsprechende moralische Regelmechanismen zu finden und gestalten, die zweierlei gewährleisten: (a) daß bei einer wachsenden Masse von Menschen innovatorische Interessen an der Entwicklung von Wissenschaft, Technik, Produktion, an ökonomischer Effizienz, am Austausch von Tätigkeiten entfesselt werden und (b) daß humane, also friedenssichernde, sozial gerechte, der Wohlfahrt und der allseitigen Entwicklung der Gesellschaftsmitglieder dienende, ökologisch verträgliche Alternativen zu den destruktiven Tendenzen, die der heutigen Zivilisation innewohnen, durchgesetzt werden. Nur so, also gewissermaßen von einem Gesamtkomplex entwicklungsregulierender Prinzipien her, können Produktionsverhältnisse theoretisch gefaßt werden, die einem heute erforderlichen Sozialismusverständnis entsprechen.

Bei der Entwicklung der Produktivkräfte rückt heute in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit (wie sich schon aus Marx' Ansatz ergibt), die *Subjektzentriertheit* eines sich stets ausweitenden und komplexer werdenden Systems, in das immer mehr natürliche, technische und geistig-kulturelle Zusammenhänge einbezogen werden: biotische Mikrostrukturen, der erdnahe Weltraum, der Meeresboden, die ganze Biosphäre, die Infrakstruktur, der Weltmarkt, die Bildungssysteme, die Nutzung der freien Zeit. Das entscheidende Problem dabei ist, wie die Menschen ihre Herrschaft über die Entwicklung und die Auswirkungen dieser Systeme sichern können. Hier wird deutlich, daß die postmoderne Theorie von subjektlosen Strukturen, wie sie uns Jaques Derrida als wesentlichen Inhalt der Geschichte anbietet[79], ein grundverkehrter Ansatz ist. Eine andere Frage ist die nach immanenten Widersprüchen der Subjektentwicklung. In den letzten Jahrzehnten war viel

von Grenzen des Wachstums die Rede. Gemeint war vor allem, daß die Natur der Entwicklung der Produktivkräfte (im Hinblick auf Rohstoffe und ökologische Gleichgewichte usw.) Grenzen setzt. Wir wissen, daß das berechtigt ist; aber hierbei handelt es sich nicht um Grenzen dessen, was im Zentrum der Produktivkraftentwicklung steht: der menschlichen Subjektivität. Ein ganz anderes, tiefergreifendes Problem ist, ob die menschliche Subjektivität auf andere, in ihr selbst, in der Individualität und der sozialen Organisation liegenden Grenzen stoßen kann. Eine zweckoptimistische Antwort wäre nach unserer Meinung falsch. Die Frage, ob auch die Entwicklung der subjektiven Seite der Produktivkraftentwicklung in Anbetracht der ungeheuren Komplexität moderner Produktivkraftsysteme, welche die menschliche Subjektivität schafft und in Bewegung setzt, Grenzprobleme dieser Art aufwirft oder aufwerfen kann oder wird, muß offen bleiben, aber gestellt werden. Wir erinnern an das, was Friedhard Klix zum Schluß seines damaligen Beitrags in unserer Sozietät zum Risikofaktor Mensch ausführte: „Es kann aber auch sein, daß die Zunahme hyperkomplexer Weltzustände so vehement fortschreitet, daß sie sich der Beherrschbarkeit durch menschliche Intelligenz überhaupt entzieht."[80]

***

Vieles konnte hier nur angeschnitten, kurz gestreift, in der Retro- und Perspektive angedeutet werden. Es gibt viele interdisziplinäre Themen, die der Konkretisierung, kritischen Korrektur und Reflexion dienen können. Worum es uns bei diesem Überblick sehr großen Maßstabs ging, war nicht mehr und nicht weniger, als den Blick auf gesamtgeschichtliche Zusammenhänge zu richten, in denen die Umbruchssituation unserer Zeit zu einer Existenzfrage im eigentlichen Sinne geworden ist – daß es nämlich um Sein oder Nichtsein zumindest der hochentwickelten Zivilisation geht, die in Jahrhunderten entstanden ist, und daß dieser Kreuzweg vor allem aus den Formationsprozessen des 19. und 20. Jahrhunderts folgt.

Nehmen wir alles in allem, so ähnelt auch in marxistischer Sicht eine Weltdiagnose Ende des 20. Jahrhunderts einem umfassenden Krisenbericht. Ihm ist vorerst wenig Trostreiches über wirksame Gegenkräfte und korrektive Tendenzen im Sinne der erweiterten Existenzsicherung und Entfaltung der menschlichen Zivilisation entgegenzusetzen.

An Versuchen und Konzepten dazu fehlt es nicht, aber sie alle leiden an einer gemeinsamen Schwäche, die angesichts der Tiefe des Umbruchs insgesamt und der einschneidenden Niederlage der Linken im besonderen zwar erklärlich, zugleich aber auch das eigentliche Dilemma möglichen Wandels ist: Die alten und wieder neuen Macht- und Herrschaftsverhältnisse erscheinen im wesentlichen als tabu, oder sie werden durch Appelle zu einem immanenten Umbau auf ihren eigenen Grundlagen berührt. Im Klartext: der Kapitalismus wird im Prinzip als unantastsbare Konstante akzeptiert. Er verschwindet hinter jener Welt der künstlichen Intelligenz, der neuen Medien und ihrer individuellen Möglichkeiten, auf die sich die etablierten Geistes- und Kulturwissenschaften mit immer schneller wechselnden Modekonzepten kaprizieren.

Dabei hat sich nach 1989 an der Dominanz der alten Machtkonzentrationen höchstens geändert, daß diese noch stärker und mächtiger geworden sind, und die zweifellos ebenfalls gewachsene Kritik hat die geistige Macht der alten, nunmehr allein der westlichen Großerzählungen nicht brechen können, unter denen die liberalen und konservativen wieder den Ton angeben, von Fukuyama[81] bis zur selektiv machtpolitischen Interpretation der Menschenrechte und zu Huntingtons These vom unvermeidlichen Kampf der Kulturen[82]. Gerade auch die dazu ursprünglich erklärtermaßen radikalkritisch angelegte postmoderne Polemik gegen die Herrschaftsideologien der Moderne hat hier wenig geändert, und die Epigonen dekonstruieren heute weniger diese als jede Art ernstzunehmender Gesellschaftskritik.[83]

Wir sagen damit nicht, daß wir Konzepten über Moderne und Postmoderne[84] und den darin enthaltenen Reformorientierungen keine Bedeutung beimessen. Sie verdienen vielmehr, wie die dahinter stehenden realen Umwälzungen, höchste Beachtung, die – wir betonten das eingangs – auch das Instrumentarium von Gesellschafts- und Geschichtstheorien selbst betrifft. Die Defizite des Marxismus bestanden ja gerade darin, daß übergreifende geistig-kulturelle Prozesse, normative Aspekte und insgesamt allgemeine kulturelle Probleme viel zu wenig Beachtung fanden. Die unverzichtbare Bedeutung des Marxschen Formationskonzepts einer komplexen sozialökonomisch begründeten Gesellschaftsanalyse sehen wir aber gerade darin, daß sie – offen für Veränderungen und neue Tendenzen – die sozialstrukturellen, politischen und geistigen Mechanismen von Macht und Herrschaft

transparent macht, mit denen Innovationen nach wie vor und mehr als je zuvor gesellschaftlich und kulturell wirksam werden. Und daß sie umgekehrt die Konsequenzen der neuen technisch-produktiven Potentiale für die gesamtgesellschaftlichen Strukturen und ihre Veränderungen in den Blick nimmt.

Das entscheidende, was durch wissenschaftliche Voraussicht auf der Basis formationstheoretischen Denkens vermittelt werden kann, ist die Einsicht in die Vielfalt und Offenheit möglicher Wandlungen und Resultate, in die Vorläufigkeit aller Vorstellungen von Weg und Ziel, in die unabdingbare Notwendigkeit der ständigen kritischen und dialogischen Überprüfung aller dieser Vorstellungen. Prognostische Aktivitäten müssen also dem Meinungsdiktat von Machtpolitikern und von machtpolitischen Opportunitäten und Ideologien entzogen werden. Sie müssen wissenschaftlich gestaltet, permanent betrieben, an Hand der realen Prozesse der ständigen Kritik und dem Dialog unterworfen werden.

Die Formationsfragen von heute sind nicht mehr die von 1848 oder 1867, auch nicht mehr die von 1917 oder nach 1945. Aber sie sind unverändert wie bei Marx primär nach den materiellen Existenzbedingungen und -veränderungen, nach der Art und Weise, wie diese erzeugt, gesichert und entwickelt bzw. bedroht werden, zu stellen. Formationsdenken heißt, daß wir die neuen ökologischen, klimatischen und anderen Szenarien wachsender Bedrohung der Zivilisation nicht für sich, sondern immer in Verbindung mit den ökonomischen und sozialen Strukturen und den Interessen ihrer Trägerschichten in Verbindung setzen, und umgekehrt, daß die ökonomischen und sozialen Fragen auch als solche der Mensch-Umwelt-Relation betrachtet werden. Die Veränderungen der technischen Mittel von Produktion und Kommunikation wie auch die kulturellen Reaktionsweisen der Individuen und Gruppen müssen gesamtgesellschaftlich in den Auswirkungen auf Sozialstrukturen und Machtverhältnisse gesehen werden.

Das bedeutet vor allem auch: Wir können uns nicht auf tradierte Auffassungen von sozialen Klassen und ihren Interessen bzw. politischen Bewegungen verlassen. Die Marxsche Subjektbindung seines emanzipatorischen Projekts an das moderne Industrieproletariat ist bei allen ihren transformatorischen und revolutionären Wirkungen, die sie in den vergangenen anderthalb Jahrhunderten unzweifelhaft aufzuweisen hatte, gescheitert, was immer auch mit Hinweisen auf die nach wie vor bestehende Gegen-

sätzlichkeit von Kapital und Arbeit dagegen eingewendet werden mag. Wir meinen hier nicht die Möglichkeit künftiger Arbeiterbewegungen, auch nicht ihre weiterhin denkbare Rolle in revolutionären Bewegungen in einzelnen Regionen, sondern ihre von Marx vorausgesetzte gesamtgesellschaftliche Emanzipationsperspektive. Vielmehr geht es uns in bezug auf die Träger aktueller und künftiger Transformationen um die Analyse von Interessenverbindungen und möglichen Bündnissen für Gegenmächte in konkreten Existenzfragen sowohl unterschiedlicher Regionen als auch der Welt im ganzen.

Fußnoten

1 Wolfgang Eichhorn/Wolfgang Küttler: „... daß Vernunft in der Geschichte sei". Formationsgeschichte und revolutionärer Aufbruch der Menschheit. Berlin 1989.

2 G. W. F. Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. § 549

3 Eric Hobsbawm urteilt, daß dieser Ansatz „immer noch der einzige ist, mit dem sich die ganze Spanne der menschlichen Geschichte erklären läßt und der auch für die gegenwärtige Diskussion der fruchtbarste Ausgangspunkt ist." (Wieviel Geschichte braucht die Zukunft? München/Wien 1998. S. 202)

4 In einer Veranstaltung der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften unserer Sozietät im Jahr 1995 versuchtren wir eine erste kritische Bestandsaufnahme unter theoriegeschichtlichen und aktuellen Aspekten der Entwicklung des 20. Jahrhunderts (Wolfgang Küttler: Formationstheorie und Moderne. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 8. Jg. 1995. H. 8/9; Wolfgang Eichhorn: Über Gesellschaftsformation und -transformation. In: Ebenda)

5 Das war er auch für Lenin gegen Ende seines Lebens. 1923 sagte er, man müsse zugeben, „daß sich unsere ganze Auffassung vom Sozialismus grundlegend geändert hat" (Wladimir Iljitsch Lenin: Über das Genossenschaftswesen. In: Lenin Werke (LW) Bd. 33. S. 460). Zu verweisen ist überhaupt auf die Artikel „Über das Genossenschaftswesen", „Wie wir die Arbeiter- und Bauerninspektion organisieren sollen", „Lieber weniger, aber besser". In: LW Bd. 33.

6 Helmut Bock: Vorrede. In: Helmut Bock/Renate Plöse (Hrsg.): Aufbruch in die Bürgerwelt. Lebensbilder aus Vormärz und Biedermeier. Münster 1994. S. 13ff. u. a.

7 Karl Marx: [Brief an die Redaktion der „Otetschestwennyje Sapiski"]. In. MEW Bd. 19. S. 112.

8 Marx an Friedrich Adolph Sorge vom 19. Oktober 1877. In: MEW Bd. 34. S. 303. Ähnlich in dem Brief Marx' an Wilhelm Bracke vom 23. Oktober 1877 (Ebenda S. 305) und in dem berühmten „Zirkularbrief" von Marx und Engels an Bebel, Liebknecht, Bracke u. a. (Ebenda S. 400). Ähnliche Formulierungen sind in vielen früheren Schriften enthalten.

9 Die Formationsbezeichung „Kapitalismus" kommt bei Marx ursprünglich nicht vor, er spricht entweder vom Kapital bzw. Kapitalverhältnis oder von der bürgerlicher oder bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaft.

10 Engels betont im „Anti-Dühring" nachdrücklich, daß die „Ökonomie in dieser Ausdehnung" nach den vorliegenden Erkenntnissen über „Genesis und Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise" erst „geschaffen werden" müsse (MEW Bd. 20, S. 139.)

11 MEW Bd. 13. S. 9.

12 MEW, Bd. 42, S. 39ff.

13 Treffend formuliert Georg Fülberth, Marx habe über die von ihm beeinflußte kommunistische Bewegung ein Bilderverbot verhängt. (Sieben Anstrengungen, den vorläufigen Endsieg des Kapitalismus zu begreifen. Hamburg 1992. S. 147)

14 Besonders 1895 in der Einleitung zur zweiten Ausgabe von Marx' Schrift „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848–1850", MEW, Bd. 22, S. 509ff. (hinsichtlich der Grenzen zeitgeschichtlicher Analysen) u. 512ff. (in der Sache der seitherigen Weiterentwicklung des Industriekapitalismus).

15 Vgl. dazu besonders Ernst Engelberg. Theorie und Praxis des Formationswechsels (1846 bis 1852). In: Ernst Engelberg/Wolfgang Küttler (Hgg.): Formationstheorie und Geschichte. Studien zur historischen Untersuchung von Gesellschaftsformationen im Werk von Marx, Engels und Lenin, Berlin 1978, u. Hans-Peter Jaeck, Genesis und Notwendigkeit. Studien zur Marxschen Methode der historischen Erklärung 1845/46 bis 1859, Berlin 1988, vor allem Kap. III u. IV über Marx, „Klassenkämpfe in Frankreich 1848–1850" und „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte" S. 63ff. u. 119ff.

16 Aus der umfangreichen Literatur zu diesem Gegenstand vgl. Lawrence Krader (Hrsg.): The Ethnological Notebooks of Karl Marx (Studies of Morgan, Phear, Maine, Lubbock). Assen 1972; Hans-Peter Harstick (Hrsg.): Karl Marx über Formen vorkapitalistischer Produktion. Frankfurt/New York 1977; Frithjof Tichelman/Irfan Habib, Marx on Indonesia and India (Schriften des Karl-Marx-Hauses Trier, 30), Trier 1983.

17 Siehe vor allem Manfred Kossok, Das 20. Jahrhundert – eine Epoche der peripheren Revolution? In: Hintergrund. Marxistische Zeitschrift für Gesellschaftstheorie und Politik, 1993, H. 1, S. 5ff.; Noam Chomsky: Wirtschaft und Gewalt Vom Kolonialismus zur neuen Weltordnung. Lüneburg 1993

18 Die wichtigste Text sind die Briefentwürfe an die russische Revolutionärin Vera Zasulic: MEW, Bd. 19, S. 384–306, der nur sehr kurze Brief vom 8.3.1881, der schließlich abgesandt wurde, siehe ebenda, S. 242f.; der französische Originaltext in: MEGA, I, 25, S. 219–239 u. 240–242, Kommentar S. 823–920. Engels faßte im dann viel stärker rezipierten „Ursprung der Familie des Privateigentums und des Staats" ganz ausdrücklich nur die für die mediterran-europäische Entwicklung wichtigen Ergebnisse zusammen vgl. MEW, Bd. 21, über das werkgeschichtliche Verhältnis zu Marx' „Vermächtnis" besonders das Vorwort zur 1. Aufl., S. 27–29.

19 Wir stützen uns dabei auf frühere eigene Arbeiten, vgl. Wolfgang Küttler: Der gesellschaftliche Formationsprozeß als Dialektik von Gemeineigentum und Privateigentum. Formationstheorie und Geschichtsbild (1870–1883/84). In: Formationstheorie und Geschichte; Eichhorn/ Küttler: „... daß Vernunft in der Geschichte sei". 2. Kapitel S. 83ff.

20 Eric Hobsbawm verweist mehrfach auf diese seit der Aufklärung zentrale Frage. Vgl. Wieviel Geschichte braucht die Zukunft? München/Wien 1998. S. 96, 148ff.

21 MEW Bd. 19. S. 397.

22 MEW Bd. 25. S. 454.

23 Ebenda S. 475. Auch S. 454. Auch in den Briefkonzepten.

24 MEW 4, 465.

25 MEW, Bd. 19, S. 225; bereits vorher als Ergänzung zum Anti-Dühring" geschrieben: MEW, Bd. 20, S. 619f.; vgl. MEGA, I,27, S. 625.

26 Friedrich Engels, Einleitung (zu Karl Marx' „Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850"), in: MEW, Bd. 22, S. 521–525; u. ders., Kann Europa abrüsten?, ebenda, S. 365ff.
27 Vgl. dazu vor allem die vorzügliche Gesamtdarstellung von Eric Hosbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Aus dem Engl. von Yvonne Badal, München 1994, vor allem die einleitende Betrachtung: Das Jahrhundert aus der Vogelschau, S. 13–33.
28 Ebenda. Die metaphorischen Überschriften „DasKatastrophenzeitalter", „Das Goldene Zeitalter" und "Der Erdrutsch" sind griffige Metaphern, die – vieles weglassend – wichtige Akzente des Inhalts herausheben – die Opfer der Kriegs- und Revolutionszeit, den Aufschwung nach dem Kriege und die präzedenzlose Umbruchsituation heute.
29 Ebenda, S. 503ff., 688ff.
30 Vgl. Günter Krause: Imperialismus. In: Hans-Jörg Sandkühler (Hg.): Europäische Enzyklopädie zur Philosophie und Wissenschaften. Bd. 2. Hamburg 1990. Besonders S. 643ff.
31 Lenin rezipierte in den Vorarbeiten zu seiner bekannten Imperialismus-Schrift (Hefte zum Imperialismus. In: LW Bd. 39) u. a.: Rudolf Hilferding, Das Finanzkapital. Eine Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus, russ. Übersetzung Moskau 1912; J. A. Hobson, Imperialism. A Study, London 1902, u. Joseph Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Leipzig 1912. Vgl. W. I. Lenin, Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus" (LW, Bd. 22). Fast alle deutschen Ausgaben übersetzten das russische „kak novejsij etap" (d. h. als neueste bzw. „jüngste" Etappe, was bei Lenin offenkundig in Anlehnung an den Untertitel Hilferdings gewählt war), ungenau und inhaltlich irreführend (nur in den 20er Jahren finden sich adäquate Übersetzungen).
32 Vgl. Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. 5. Aufl., hrg. v. J. Winckelmann, Studienausgabe, Tübingen 1980, S. 521ff.
33 Karl Marx/Friedrich Engels: Revue. Mai bis Oktober [1850]. In. MEW Bd. 7.
34 Marx an Engels v. 8.10.1858, in: MEW, Bd. 29, S. 360. Im Kontext findet sich übrigens auch der vielzitierte Vergleich des 16. und des 19. Jh. als zweites 16., „von dem ich hoffe, daß es sie (die bürgerliche Gesellschaft – d. Vf.) ebenso zu Grabe läutet, wie das erste sie ins Leben poussierte."
35 MEW, Bd. 19, S. 398f., 402f.
36 Vgl. „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution" (LW, Bd. 9) von 1905 mit den Aprilthesen 1917 (LW, Bd. 24, S. 3–8).
37 Vgl. dazu den Dokumententeil in: „Die Russische Revolution 1917 – Wegweiser oder Sackgasse?" (Hgg. W. Hedeler, H.Schützler, S. Striegnitz. Berlin 1997) Wladislaw Hedeler/Horst Schützler/Sonja Striegnitz, Die russische Revolution 1917. Wegweiser oder Sackgasse? Berlin 1997. S. 174ff.
38 Wer die in dem Buch „Die Russische Revolution 1917" zusammengestellten Dokumente im Zusammenhang liest und mit dem Gang der Dinge zwischen Februar und Oktober 1917 konfrontiert, der wird diese Aussage bestätigt finden. Vgl. auch den Symposiumsbericht von H. Bock: Die Russische Revolution 1917. Weltereignis – Widerstreit – Wirkungen. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Band 19. Jahrgang 1997. Heft 4. Vor allem S. 165f.
39 W. I. Lenin: Über unsere Revolution, in: LW Bd. 33, S. 464.
40 W. I. Lenin: Über das Genossenschaftswesen. In: LW Bd. 33. S. 460.
41 W. I. Lenin: Lieber weniger, aber besser. In: LW Bd. 33. S. 474.
42 K. Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW Bd. 8. S. 115.
43 E. Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München/Wien 1995. S. 22. Mitte der 50er Jahre stellte Lukács die Frage auf ähnliche Weise

(G. Lukács: Der Kampf des Fortschritts und der Reaktion in der heutigen Kultur. In: Aufbau. 12. Jg. Heft 9. 1956), was ihm sehr verübelt wurde.

44 Walt Whitman Rostow: Stadien wirtschaftlichen Wachstums. Eine Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie. Göttingen 1960.

45 Vgl. den Überblick von Wolfgang Wippermann: Totalitarismustheorien,. Die Entwicklung der Diskussion von den Anfängen bis heute, Darmstadt 1997, bes. S. 119ff.

46 Vgl. dazu ausführlich Wolfgang Küttler: Die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft und das Systemdenken im Ost-West-Konflikt; Thomas Welskopp: Westbindung auf dem „Sonderweg". Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft. Beides in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hgg.): Geschichtsdiskurs Bd. V: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945. Frankfurt/Main 1999. S. 75ff., 191ff.

47 Hierfür paradigmatisch Daniel Bell: Die nachindustrielle Gesellschaft. Reinbek 1979.

48 Vgl. u. a. Wolfgang Zapf (Hg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Frankfurt/Main 1991.

49 So der Ausdruck bei Samir Amin: Imperialismus und Globalisierung. In: Hobsbawm u. a.: Das Manifest heute. 150 Jahre Kapitalismuskritik. Hamburg 1998. S.141.

50 So Hobbawm: Das Zeitalterder Extreme. S. 30–33.

51 Dazu Wolfgang J. Mommsen: Europa und die außereuropäische Welt. In: Historische Zeitschrift. 1994. Band 258. S. 662/63.

52 Vgl. Jörn Rüsen: Einleitung: Für eine interkulturelle Kommumikation in der Geschichte. Die Herausforderungen des Ethnozentrismus in der Moderne und die Antwort der Kulturwisenschaften. In: Jörn Rüsen/Michael Gottlob/Achim Mittag (Hgg.): DieVielfalt der Kulturen. Frankfurt a. M. 1998. S. 13ff.

53 Siehe u. a. Peter Bollhagen: Gesetzmäßigkeit und Gesellschaft. Zur Theorie gesellschaftlicher Gesetze. Berlin 1967; Herbert Hörz: Zufall – Eine philosophische Untersuchung. Berlin 1980; Karl-Friedrich Wessel (Hg.): Struktur und Prozeß. Berlin 1977; Wolfgang Küttler (Hg.): Gesellschaftstheorie und geschichtswissenschaftliche Erklärung. Berlin 1985.

54 Herbert Marcuse and Karl Popper: Revolution or Reform. A Confrontation. Chicago 1976. p. 22.

55 Siehe „Globaler Wandel I", „Globaler Wandel II". In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 1994. H. 1/2 u. 1995. H. 1/2.

56 Giambattisto Vico: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Berlin/Leipzig o. J. S. 125.

57 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW Bd. 23. S. 190.

58 Vgl. Immanuel Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Achter Satz.

59 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. § 549

60 Friedrich Engels: Brief an Joseph Bloch vom 21./22. September 1890. In: MEW Bd. 37. S. 464.

61 Karl Marx: Einleitung [zur Kritik der politischen Ökonomie]. In: MEW Bd. 13. S. 629.

62 Joachim Herrmann: Ökonomie und Gesellschaft an der Wende von der Antike zum Mittelalter. In: Ders.: Wege zur Geschichte. Berlin 1986.

63 Friedrich Engels: Anti-Dühring. In: MEW Bd. 20. S. 24 (Hervorhebungen von uns – W. E./W. K.).

64 Wo es heißt, daß die von den Menschen in Bewegung gesetzten Ursachen „vorwiegend und in stets steigendem Maße" die beabsichtigten Wirkungen haben werden. (Ebenda S. 264)
65 F. Engels: Brief an N. F. Danielson. In: MEW Bd. 39. S. 38.
66 Vergleiche Elmar Altvater: Die prästabilierte Harmonie, die unsichtbare Hand und die moderne Globalisierung. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 23. Jahrg. 1998. H. 4.
67 Vgl. dazu Dieter Pasemann, Kapitalismus-Analyse und historisch-materialistische Untersuchung der Formationsentwicklung (1852-1867), in: Formationstheorie und Geschichte.
68 Vgl. Dokumente der Beratungen von Vertretern der kommunistischen und Arbeitsparteien. Moskau 1957. S. 5; Erklärung der Beratung von Vertretern der kommunistischen und Arbeiterparteien. November 1960. Berlin o. J. S. 10.
69 Karl Marx: Das Kapital. Bd. 1. In: MEW Bd. 23. S. 49.
70 M. Kossok: Was bleibt von der Revolution und ihrer Theorie? Ein Gedankenspiegel in dreizehn Thesen. In: Z. Nr. 12. Dezember 1992. S. 7.
71 A. King/B. Schneider: Die erste globale Revolution. Ein Bericht des Rates des Club of Rome. Frankfurt a. M. 1992. S. 14.
72 MEW Bd. 3, S. 35. In dieser Hinsicht setzten die „Deutsche Ideologie" und das „Manifest der Kommunistischen Partei" (ebenda, S. 18ff., 27ff. und Bd. 4, S. 462–474, ähnlich auch zuvor „Die heilige Familie" und „Das Elend der Philosophie", MEW Bd. 2, bes. 98, u. 4, S. 63ff.) die Emanzipationsideen des Frühwerks konsequent fort (vgl. u. a. Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte, MEGA, I, 2, bes. S. 234ff., 365ff.).
73 Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW Bd. 42. S. 600f.
74 Siehe „Arbeit und Politik I" in Z. Zeitschrift für marxistische Erneuerung. Nr. 37, März 1999.
75 Karl Marx: Brief an P. W. Annenkow. In: MEW Bd. 4. S. 548/49.
76 Karl Marx/Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. In: MEW Bd. 3. S. 417.
77 Friedrich Engels: Antidühring. In: MEW, Bd. 20, S. 264.
78 Wir übernehmen den dort für die biologische Evolution gebrauchten Terminus von Reinhard Mocek: Die werdende Form. Eine Geschichte der kausalen Morphologie. Marburg 1998.
79 Vgl. Jaques Derrida: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: Postmoderne und Dekonstruktion (Hg. P. Engelmann). Stuttgart 1990. S. 127 e. p.
80 Friedhard Klix: Stabilität und Wandlungen in geistigen Dispositionen des Menschen. In: Globaler Wandel II. Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Band 2. Jg. 1995. H. 1/2, S. 39.
81 Vgl. Francis Fukuyama: Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir? München 1992. bes. S. 79ff.
82 Vgl. Samuel Huntington: Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert („The Clash of Civilizations", deutsch). Wien 1996.
83 Siehe Reinhard Mocek: Die Postmoderne – intellektuelle Mode oder Kulturzeichen der Gegenwart? Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Band 4. Jahrgang 1995. Heft 4.
84 Aus der kaum noch übersehbaren Literatur vgl. auch als nützlichen Überblick mit weiterführenden Hinweisen: Ulrich Beck/Anthony Giddens/Scott Lash: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/Main 1996.

Gerd Friedrich

Zur Krise des Akkumulations- und Regulierungsmechanismus der Wirtschaft

Wissenschaftler und Politiker sind nahezu einhellig der Überzeugung, dass, ausgelöst durch die stürmische Entwicklung der Produktivkräfte seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, die Gesellschaft in eine Umbruchsituation geraten ist.

Die fortschreitende Entwicklung der Computer- und Kommunikationstechnik, die neue Rolle der Wissenschaft als unmittelbare Produktivkraft und das gewaltige Produktivitätspotential moderner Technologien sind die Basis für einen radikalen Wandel der Arbeits- und Lebensumstände in wenigen Jahrzehnten. Bildung, Kultur und weltweite Kommunikation erhalten einen neuen Stellenwert in der und für die Gesellschaft. Neue Chancen für Arbeitserleichterung und Arbeitszeitverkürzung, für die Bekämpfung von Armut und Krankheit, für eine umweltverträglichere Gesellschaftsentwicklung reifen heran.

Noch sind diese Entwicklungen in starkem Maße auf die Industrieländer beschränkt, und es droht die Gefahr, dass ganze Regionen „abgehängt" werden. Nicht zu übersehen sind die Risiken dieser Entwicklung sowohl in den Industrieländern als auch im „Rest der Welt", die sich vor allem aus der auf kurzzeitigen Profit ausgerichteten Steuerung ökonomischer Prozesse ergeben und die in sozialen und/oder ökologischen Katastrophen ungeahnten Ausmaßes enden könnten. Nicht wenige Wissenschaftler befürchten, dass die existierenden gesellschaftlichen Institutionen nicht geeignet sind, die Prozesse dieser globalen Revolution so zu beherrschen, dass die Chancen genutzt und die Risiken zurückgedrängt werden können.

Entscheidenden Einfluß auf Ziele, Hauptrichtungen und Triebkräfte wirtschaftlichen Handelns und damit auch auf die Beantwortung der Frage, wieweit Chancen der gesellschaftlichen Entwicklung genutzt werden und wie hoch die Wahrscheinlichkeit für den Eintritt von Risikofällen ist, hat der Akkumulations- und Regulierungsmechanismus der Wirtschaft – jener Me-

chanismus, der Produktion, Aneignung und Wiedereinsatz des gesellschaftlichen Reichtums bestimmt und die Verteilung der Arbeit und der Einkommen in der Gesellschaft lenkt.

1 Zum Verhältnis von Profitproduktion, Kapitalakkumulation und Marktregulierung

In der Analyse des Kapitalismus der freien Konkurrenz um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigte Marx, daß Profitproduktion und Kapitalakkumulation Dreh- und Angelpunkte dieser Produktionsweise sind. Die Kapitalakkumulation, d. h. die Wiederanlage eines mehr oder weniger großen Teils des Profits in fungierendes Kapital, ist die Basis des Wirtschaftswachstums, der Beschäftigungs- und Einkommensentwicklung. Sie steht in unmittelbarer Wechselwirkung zur Marktregulierung, denn die durch die Markt- und Konkurrenzverhältnisse bestimmten Profitaussichten sind entscheidend dafür, wieviel und in welche Zweige investiert wird, wie die Kapitale zwischen verschiedenen Anlagesphären wandern und wie sich die Nachfrage nach Arbeitskräften entwickelt.

Marx sah, wie dieser Mechanismus im aufstrebenden Industriekapitalismus zur Polarisierung der Klassen führte, die Akkumulation des Reichtums von der des Elends begleitet wurde. Er zog hieraus weitreichende Schlußfolgerungen, die allerdings so durch die weitere gesellschaftliche Entwicklung nicht bestätigt wurden.

Bereits wenige Jahrzehnte später setzte die Krise des Kapitalismus der freien Konkurrenz ein, die Engels knapp, aber bildhaft skizzierte:

„Der täglich wachsenden Raschheit, womit auf allen großindustriellen Gebieten heute die Produktion gesteigert werden kann, steht gegenüber die stets zunehmende Langsamkeit der Ausdehnung des Marktes für diese vermehrten Produkte. Was jene in Monaten herstellt, kann dieser kaum in Jahren absorbieren. ...Die Folgen sind allgemeine chronische Überproduktion, gedrückte Preise, fallende oder sogar ganz wegfallende Profite; kurz die altgerühmte Freiheit der Konkurrenz ist am Ende ihres Lateins und muß ihren offenbaren skandalösen Bankrott selbst ansagen. Und zwar dadurch, daß in jedem Land die Großindustriellen eines bestimmten Zweiges sich zusammentun zu einem Kartell zur Regulierung der Produktion."[1]

Der Übergang zum Imperialismus, zum monopolistischen Stadium des Kapitalismus, war angesagt.

Man mag zu Lenins Charakteristik wesentlicher Merkmale dieser Phase des Kapitalismus – die Konzentration und Zentralisation des Kapitals und Herausbildung von Monopolen, das Entstehen einer Finanzoligarchie, die wachsende Bedeutung des Kapitalexport u. a. m. – stehen, wie man will, an einem kommt man nicht herum, wie der englische Wirtschaftshistoriker Eric Hobsbawm sinngemäß bemerkt – der Regulierungsmechanismus der Wirtschaft des Jahres 1914 war nicht mehr der des Jahres 1870.[2]

Ausgangspunkt war die Entwicklung der Produktivkräfte – technische Entwicklungen insbesondere im Bereich des Maschinenbaus, der Elektrotechnik und der Chemie, deren ökonomische Nutzung Produktionsmaßstäbe verlangten, die durch die Akkumulation des Kapitals in privaten Einzelunternehmen kaum zu erreichen waren, führten zum Siegeszug der Aktiengesellschaften als Unternehmensform, zur „Vergesellschaftung des Kapitals" im Rahmen des Kapitalismus. Die Konzentration und Zentralisation des Kapitals endete in oligopolistisch verfaßten Märkten, auf denen Konzerne, Kartelle und Syndikate Hauptakteure sind, und in der Verschmelzung von Industrie- und Bankkapital zum Finanzkapital. Die Rolle des Staates begann sich erheblich zu verändern – aus dem „Nachtwächterstaat" wurde ein mächtiger „ökonomischer Faktor", insbesondere durch umfangreiche Investitionen im Bereich der Infrastruktur, aber auch durch militärische Aufrüstung, durch Umverteilung von Einkommen und Maßnahmen im sozialen Bereich, mit der die Arbeiterklasse zunehmend in die gesellschaftliche Entwicklung eingebunden wurde und schließlich als Interessenvertreter der „nationalen" Großunternehmen im Kampf um Absatzmärkte und Rohstoffquellen.

Dieser Akkumulations- und Regulierungsmechanismus wurde einerseits zur Triebkraft weltweiter Auseinandersetzungen um Einflußsphären, Absatzmärkte und Rohstoffquellen, mündete in den *sozialen* Katastrophen zweier Weltkriege, die zu Auslösern alternativer Gesellschaftsentwicklungen wurden und war andrerseits Motor jener wissenschaftlich-technischen Entwicklungen, ihrer ökonomischen Nutzung, die heute das Leben der Menschen in den hochentwickelten Industrieländern prägen.

Die Umbruchsituation an der vorigen Jahrhundertwende ist mit der heutigen nicht vergleichbar. Und trotzdem ergeben sich Analogien – in beiden

Fällen führten Veränderungen im System der Produktivkräfte zur Krise des Akkumulations- und Regulierungsmechanismus, erzwangen den Übergang zu einer neuen „Wirtschaftsverfassung" mit weitreichenden ökonomischen, politischen und sozialen Konsequenzen.

2. Der Akkumulations- und Regulierungsmechanismus der kapitalistischen Reproduktion im Europa der Nachkriegsära.

Der Nachkriegstypus der kapitalistischen Reproduktion wird häufig als „Fordistische Produktionsweise" bezeichnet. Ein wesentliches Merkmal dieses Reproduktionstyps besteht in der stärkeren Beteiligung der „Arbeitnehmer" an den wirtschaftlichen Ergebnissen als Voraussetzung einer wachsenden Massennachfrage. So entstanden günstige Bedingungen für Wirtschaftswachstum und Kapitalakkumulation. Die Verbindung von Massenproduktion mit Masseneinkommen zur Förderung des Wirtschafts- und damit Profitwachstums erwies sich in dieser Zeit als partielle Lösung des Grundwiderspruchs der kapitalistischen Reproduktion, des Widerspruchs zwischen der Tendenz zur schrankenlosen Ausdehnung der Produktion bei begrenzter Nachfrage, der sich in periodisch wiederkehrenden Überproduktionskrisen entlädt.

In Europa fand die „fordistische Produktionsweise" auf Grund der Stärke der Arbeiterbewegung und des Wettstreites mit dem alternativen Gesellschaftssystem ihren Ausdruck im „Wohlfahrtsstaat", in der „sozialen Marktwirtschaft", im „Sozialstaatskompromiß".

Damit wurde ein Modell kapitalistischer Entwicklung geschaffen, daß sich deutlich vom „Wettbewerbskapitalismus" amerikanischer Prägung abhob: Es sichert den unteren Schichten der Gesellschaft, insbesondere den Lohnabhängigen, jenes Minimum an sozialer Sicherheit und der Teilhabe am gesellschaftlichen Fortschritt, mit der sie in die kapitalistische Entwicklung integriert wurden und der „soziale Friede" auf lange Sicht gewahrt werden konnte. Es begünstigte die Entwicklung einer Massennachfrage, die wiederum den Ausgangspunkt für eine bessere Kapitalverwertung bildete.

Da man nach den Erfahrungen der dreißiger Jahre „Marktversagen" bei einer ausschließlich der Marktregulierung überlassenen Wirtschaftsentwicklung nicht ausschließen konnte, wurde ein Akkumulations- und Regu-

lierungsmechanismus etabliert, bei der die grundlegende Marktregulierung durch staatliche Rahmenbedingungen, insbesondere im Bereich des Arbeitsmarktes, aber auch zum Schutz des Wettbewerbs, der Umwelt und der Verbraucher ergänzt und mit einer staatlichen „Globalsteuerung", vor allem mittels der Instrumente der Geld-, Finanz- und Haushaltspolitik, verbunden wurde. Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung, Preisstabilität und eine ausgeglichene Außenwirtschaftsbilanz werden als grundlegende Ziele staatlicher Wirtschaftspolitik in diesem Reproduktionstyp betrachtet.

Die wirtschaftliche Entwicklung der BRD in den unmittelbaren Nachkriegsjahrzehnten bestätigte die in die „Soziale Marktwirtschaft" gesetzten Erwartungen, vom „Wirtschaftswunder" war die Rede. So stieg, trotz eines Konjunktureinbruchs Mitte der sechziger Jahre, das Bruttoinlandsprodukt (real) im Zeitraum zwischen 1960 und 1970 auf das 1,5-fache. Die Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung in diesem Jahrzehnt zeigen die folgenden Zahlen[3]:

Akkumulationsdynamik, Beschäftigungs- und Einkommensentwicklung in den sechziger Jahren – Vergleich volkswirtschaftlicher Daten des Jahres 1970 mit denen des Jahres 1960

	1970 : 1960
Summe der Ausrüstungsinvestitionen (real)	ca. 200%
durchschnittliches Jahreswachstum des Bruttoinlandsproduktes (real)	+4,4%
Zahl der „abhängig Beschäftigten"	+1,3 Mio.
Entwicklung der Arbeitslosigkeit	-0,1 Mio. (Arbeitslosenquote 0,7%)
Entwicklung der Staatsschulden	+70 Mrd. DM
Zuwachs des Volkseinkommens (nominal)	+290 Mrd. DM

davon entfielen auf	In Prozent des Volkeinkommenszuwachses:	
Summe der Nettolöhne und -gehälter	+134 Mrd. DM	46%
Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen	+62 Mrd. DM	21%
Sozialbeiträge	+54 Mrd. DM	19%
direkte Steuern	+40 Mrd. DM	14%

Der Weg schien offen für einen nationalstaatlich regulierten und sozial gebändigten Kapitalismus.

Aber die Logik dieses Nachkriegstypus der kapitalistischen Reproduktion wird seit Mitte der siebziger Jahre mehr und mehr „gestört": Marktsättigungsprozesse führen zu chronischer Überproduktion und zur Überakkumulation von Kapital; damit sinken die Wachstumsraten der Wirtschaft, das Rationalisierungspotential übertrifft die Steigerungsraten der Produktion, wodurch eine zunehmende strukturelle Arbeitslosigkeit ausgelöst wird und die sozialen Aufwendungen wachsen.

3. Die siebziger Jahre – das „Schlüsseljahrzehnt".

Die zyklische Krise Mitte der siebziger Jahre stellt eine gewisse Zäsur dar: Die Regierung setzte das übliche Instrumentarium antizyklischer Globalsteuerung ein (Zinssenkung, zusätzliche Kreditaufnahme für staatliche Investitionen, Beschäftigungsprogramme u. a. m.) ohne dauerhaft die Wachstumsraten der früheren Jahre zu erreichen – statt dessen stiegen Inflationsrate und Staatsverschuldung: Das Wort von der „Stagflation" – aus „Stagnation" und „Inflation" – machte die Runde.

Der Konjunktureinbruch war keine „normale" Krise – wenige Jahre zuvor war der internationale Währungsverbund, durch den die Währungen der Mehrzahl der Länder zu stabilen Währungskursen an den goldgedeckten Dollar gebunden waren („Bretton Woods"), auseinandergebrochen; der Wert des Dollars fiel in kurzer Zeit von 4 DM auf 1,70 DM; die OPEC trieb den Erdölpreis auf das fünffache und in zahlreichen Ländern kletterten Inflationsrate und Staatsschuld auf Rekordhöhe. Erste Anzeichen einer Marktsättigung zeichneten sich ab, die Nachfrage bewegte sich nur mäßig, die Gewinnmargen waren äußerst gering. In den im Vergleich zu den sechziger Jahren verheerenden ökonomischen Resultaten der siebziger Jahre widerspiegelt sich die allmählich einsetzende Krise der „fordistischen Produktionsweise".

Akkumulationsdynamik, Beschäftigungs- und Einkommensentwicklung in den siebziger Jahren - Vergleich volkswirtschaftlicher Daten des Jahres 1980 mit denen des Jahres 1970

	1980 : 1970
Summe der Ausrüstungsinvestitionen (real)	ca. +25%
durchschnittliches Jahreswachstum des Bruttoinlandsproduktes (real)	+2,7%
Zahl der Erwerbstätigen	+0,4 Mio.
Entwicklung der Arbeitslosigkeit	+0,8 Mio
Entwicklung der Staatsschulden	+340 Mrd. DM
Zuwachs des Volkseinkommens (nominal)	+610 Mrd. DM

davon entfielen auf	In Prozent des Volkeinkommenszuwachses:	
Summe der Nettolöhne und -gehälter	+267 Mrd. DM	44%
Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen	+77 Mrd. DM	13%
Sozialbeiträge	+184 Mrd. DM	30%
direkte Steuern	+82 Mrd. DM	13%

Hatte sich das Volumen der Ausrüstungsinvestitionen in den sechziger Jahre verdoppelt, so stieg es in den siebziger Jahren nur um 25%; das durchschnittliche jährliche Wachstum des Bruttoinlandproduktes ging von 4,4% auf 2,7% zurück; die Zahl der Erwerbstätigen stieg nur noch um Vierhunderttausend, aber die Zahl der Arbeitslosen erhöhte sich auf fast eine Million; die Summe der Staatschulden hatte sich fast vervierfacht und lag jetzt bei knapp 500 Mrd. DM; der Rückgang der selbständig tätigen Erwerbspersonen um mehr als 1 Mio und die anhaltende Rentabilitätskrise der Unternehmen führten dazu, daß der Anteil der „Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen" am Volkseinkommen von 26% auf 19% fiel.

Vergleicht man die Wirtschaftsdaten mit denen der sechziger Jahre, so fallen neben dem Rückgang in den Wachstumsraten und dem Zuwachs bei den Arbeitslosen - es war immerhin das erste mal, dass die BRD seit den unmittelbaren Nachkriegsjahren wieder eine spürbare Arbeitslosigkeit zu verzeichnen hatte - der starke Zuwachs bei den Sozialbeiträgen und der vergleichsweise sehr geringe Zuwachs bei den Nettoeinkommen aus Un-

ternehmertätigkeit und Vermögen auf. Wenn es auch gelang, bei den Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen in den kommenden Jahrzehnten um so kräftiger zuzulegen, so weist die wirtschaftliche Entwicklung seit dieser Zeit sinkende Wachstumsraten und steigende Arbeitslosenzahlen aus:

	durchschnittliches jährliches Wachstum des Bruttoinlandproduktes (real)		offiziell Arbeitslose
in den sechziger Jahren	4,4%	1970:	0,1 Mio
in den siebziger Jahren	2,7%	1980:	0,9 Mio
in den achtziger Jahren	2,3%	1990:	1,9 Mio
in den neunziger Jahren	etwa 1,5%	1997:	4,3 Mio

4. Die Zuspitzung der Widersprüche in den neunziger Jahren

Vieles deutet darauf, daß die Krise in den neunziger Jahren in Deutschland eine neue Qualität erreicht hat. Wachstumsschwäche und Rationalisierungspotential der Wirtschaft führten zu einem fast kontinuierlichen Rückgang der Zahl der Erwerbstätigen:

	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997
Erwerbstätige (in Mio.)	36,6	35,9	35,2	35,0	34,8	34,4	33,9
Rückgang zum Vorjahr (in Mio.)		-0,7	-0,7	-0,2	-0,2	-0,4	-0,5

In den siebziger und achtziger Jahren nahm die Zahl der Erwerbstätigen nur in den Krisenjahren 1974/75 und 1982/83 ab, sonst stieg sie, wenn auch meist geringfügig, in den einzelnen Jahren an (im Zeitraum von 1975 bis 1989 um insgesamt 1,9 Mio.); die wachsende Arbeitslosigkeit ergab sich in diesen Jahren aus steigender Nachfrage nach Arbeit, nicht aus einem Rückgang der Zahl der Arbeitsplätze. Dem Verlust an Arbeitsplätzen in den neunziger Jahren – die Industrie dürfte etwa 25% ihrer Arbeitsplätze wegrationalisiert haben – steht eine Zunahme der Zahl der Arbeitslosen und der Rentner um fast 4 Mio. gegenüber.

Ohne einer vereinfachten Interpretation der komplizierten und widersprüchlichen Beziehungen zwischen Investitionen und Schaffung neuer

Arbeitsplätze das Wort reden zu wollen, sei auf den Absturz der Ausrüstungsinvestitionen nach dem „Vereinigungsboom" 1990/91 verwiesen:

	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997
Ausrüstungsinvestitionen in Preisen von 1991 (Mrd. DM)	306	296	254	251	255	260	270
1991 = 100	100	97	83	82	83	85	88

(In den achtziger Jahren hatte die Summe der Ausrüstungsinvestitionen bis 1989 immerhin noch um 50% zugenommen)

Ursachen für die Zuspitzung der Widersprüche? Die Umstände, die das wirtschaftliche Wachstum der BRD im vorangegangenen Zeitraum gebremst haben – vor allem die schwache Inlandsnachfrage – blieben weiter erhalten; hinzu kamen jetzt die Folgen der Vereinnahmung der DDR-Wirtschaft – ein für zahlreiche Konzerne und Banken hervorragendes Geschäft, bei der man den ostdeutschen Markt quasi geschenkt bekam, potentielle Konkurrenten durch die Deindustriealisierung dieses Gebietes beseitigt, Vermögenswerte für „ein Appel und ein Ei" „privatisiert" und dem Staat die gewaltigen Folgekosten, vor allem aus der Massen- und Dauerarbeitslosigkeit der „Industriebrachen", aufgehalst wurden.

Konsequenzen für Beschäftigung und Einkommen zeigen folgende Zahlen:

Wirtschaftswachstum, Beschäftigungs- und Einkommensentwicklung in den Neunziger Jahren – Vergleich volkswirtschaftlicher Daten des Jahres 1997 mit denen des Jahres 1991

	1997 : 1991	
durchschnittliches Jahreswachstum des Bruttoinlandsproduktes (real)	+1,4%	
Zahl der „abhängig Beschäftigten"	-2,9 Mio.	
Entwicklung der Arbeitslosigkeit	+1,8 Mio.	
Entwicklung der Staatsschulden	+1 Bill. DM	
Zuwachs des Volkseinkommens (nominal)	+520 Mrd. DM	
davon entfielen auf		In Prozent des Volkeinkommenszuwachses:
Summe der Nettolöhne und -gehälter	+81 Mrd. DM	15%
Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen	+247 Mrd. DM	48 %

Sozialbeiträge	+162 Mrd. DM	31%
direkte Steuern	+30 Mrd. DM	6%

5. Zu Ursachen und Merkmalen der Krise des Akkumulations- und Regulierungsmechanismus

Mit der Entwicklung der „Überflußgesellschaft" gerät der Akkumulations- und Regulierungsmechanismus der hochentwickelten Industrieländer in die Krise – Wirtschaftswachstum und reale Akkumulation geraten ins Stocken, die Verteilung der Arbeit und der Einkommen funktioniert nicht mehr in der bisherigen Weise und staatliche Eingriffe zur Überwindung der „Wachstumsschwäche" erweisen sich als wenig wirksam. Die Wirtschaftspolitik des Staates ist nicht mehr in der Lage, das entscheidende der proklamierten wirtschaftspolitischen Ziele zu erreichen: Ein die Vollbeschäftigung sicherndes Wirtschaftswachstum.

Eine Ursache hierfür ist mit Sicherheit das gewaltige Rationalisierungspotential, das durch die wissenschaftlich-technische Entwicklung in den letzten Jahrzehnten geschaffen wurde. Auch der Strukturwandel hat seinen Anteil daran, da die Zahl der Arbeitsplätze im Bereich der Dienstleistungen keineswegs so rasch wuchs, wie Arbeitskräfte aus der materiellen Produktion freigesetzt wurden. Aber welche Rolle spielt die Marktsättigung für viele Güter und Dienstleistungen? Wieweit ist die schwache Nachfrage auf die Polarisierung von Einkommen und Vermögen in dieser Gesellschaft zurückzuführen (immerhin entfielen in den neunziger Jahren 48% des Einkommenszuwachses Auf „Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen")?

Stimmen die Verwertungsbedingungen des Kapitals nicht mehr, so daß an die Stelle realer Akkumulation die Flucht in die Finanzanlagen tritt?

Für viele Bereiche der materiellen Produktion ist die Massennachfrage in den hochentwickelten Industrieländern „ausgereizt" – der pro-Kopf-Verbrauch stagniert trotz steigender Einkommen, die Haushaltsausstattung an hochwertigen Konsumgütern läßt die Nachfrage auf den Ersatzbedarf schrumpfen. Die Marktsättigung drückt auf das Wirtschaftswachstum und ein latentes Überangebot an Waren und Dienstleistungen drückt auf Preise und Profite.

Mit der Marktsättigung verändert sich für die Unternehmen die Konkurrenzsituation. Aus einem „normalen" Wettbewerb wird ein „Verdrängungswettbewerb" – während bei einem expandierenden Markt auch schwächere Unternehmen noch im Geschäft bleiben, werden sie jetzt an den Rand und in den Konkurs getrieben. Jedes Mittel ist recht, um dem Konkurrenten seinen Marktanteil abzunehmen, denn das ist bei stagnierender Nachfrage die einzige Möglichkeit für das Wachstum des eigenen Unternehmens: Preisdumping, Diskriminierung, Bestechung, Wirtschaftsspionage, Lohndumping – im Kampf um den Markt werden beträchtliche kriminelle Energien freigesetzt und der Konkurrenzkampf wird zum Wirtschaftskrieg. Nur die Starken überleben, womit in vielen Branchen die Fusionswelle angeheizt wird. So erklärt sich auch die Tatsache, daß in den neunziger Jahren Banken und Konzerne Rekordgewinne vermelden und gleichzeitig zahlreiche kleine und mittlere Unternehmen Konkurs anmelden mußten.

Stagnierender Umsatz führt tendenziell zur „Überakkumulation" in Gestalt nicht genutzter Kapazitäten und überhöhter Warenbestände. Mit der „Überakkumulation" sinkt die Bereitschaft, in neue Arbeitsplätze zu investieren. Da gleichzeitig die Geldvermögen ungebremst und überproportional (im Vergleich zur „Realwirtschaft") wachsen, müssen neue Anlagefelder für das Geldkapital sowohl innerhalb als auch außerhalb der „Realwirtschaft" erschlossen werden. Dem dienen die Welle der „Privatisierung" (die darauf abzielt, möglichst alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens der Kapitalverwertung zu unterwerfen), die Entwicklung neuer Formen von Finanzanlagen und die Staatsverschuldung (die Kapitalbesitzern eine sichere und mehr oder weniger gut verzinste Anlagemöglichkeit bietet).

Durch veränderte Markt- und Konkurrenzverhältnisse und durch „Überakkumulation" von Real- und Geldkapital haben sich die Verwertungsbedingungen des Kapitals seit der Mitte der siebziger Jahre grundlegend verändert. Die Finanzmärkte verselbständigten sich mehr und mehr gegenüber der „Realwirtschaft" und der „Kasino-Kapitalismus" trieb zu neuen Blüten: Vagabundierendes Finanzkapital kann – wie in der Asienkrise geschehen – die Volkswirtschaften ganzer Regionen in die Krise stürzen.

Mit der Wachstumsschwäche entwickelt sich die Arbeitslosigkeit: Seit Mitte der siebziger Jahre wächst eine „Reservearme", die auch in Zeiten der Konjunktur kaum mehr reduziert wird. Dieser Arbeitslosensockel betrug in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre knapp eine Million, zehn Jahre spä-

ter bereits zwei Millionen, nach dem Anschluß der DDR drei Millionen und in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre vier Millionen offiziell Arbeitsloser (mit der „stillen Reserve" fehlen etwa sechs Millionen Arbeitsplätze). Massenarbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung führen zur sozialen Ausgrenzung eines wachsenden Teils der Bevölkerung, schwächen die Positionen der „abhängig Beschäftigten" auf dem Arbeitsmarkt, begünstigen die „Umverteilung von unten nach oben" und gefährden durch wachsende soziale Kosten den Sozialstaat.

Moderate Wachstumsraten der Wirtschaft haben entsprechend geringere Zuwachsraten bei den Einkommen zur Folge und so spitzen sich die Verteilungskämpfe zwischen den Klassen und Schichten zu. Die Auseinandersetzungen im Bereich der Tarifverträge – bei denen die Arbeitnehmer in den achtziger und neunziger Jahren nicht zuletzt auf Grund der hohen Arbeitslosigkeit die Benachteiligten waren, ist das eine Hauptfeld, die Höhe der Steuern und Sozialabgaben das andere. Das Wirtschaftswachstum reicht nicht aus, die wachsenden Einkommensansprüche der Unternehmer und Kapitaleigentümer, der Selbständigen und der Lohnabhängigen sowie der auf Sozialtransfers angewiesenen gleichermaßen zu befriedigen.

Die Schwäche des Wirtschaftswachstums bringt den Staat in Bedrängnis. Der „Sozialstaatskompromiß" setzt hohe Wachstumsraten voraus – weil nur so entsprechende Verteilungsspielräume geschaffen und die sozialen Kosten niedrig gehalten werden können. Allein die Aufwendungen für die Arbeitslosigkeit haben sich im Zeitraum der letzten zwanzig Jahre verzehnfacht. Die Regierung steht permanent vor einem Dilemma: Soll das bisherige Niveau in der Versorgung mit „öffentlichen Gütern" beibehalten und die bisherigen Standards sozialer Sicherung eingehalten werden, müssen Steuern und Sozialabgaben erhöht werden oder der Staat ist gezwungen, sich durch entsprechende Kreditaufnahme zu verschulden.

Insgesamt hat sich das Verhältnis von Löhnen und Kapitaleinkommen, von Steuern, Abgaben und Sozialtransfers in den letzten zwanzig Jahren erheblich verändert. Die Staatsschulden explodierten förmlich (woran die aus Sicht der öffentlichen Hand völlig mißglückte Vereinnahmung der DDR-Wirtschaft einen beträchtlichen Anteil hatte), der Teil des Volkseinkommens, der in Form von (Netto-) Löhnen und Gehältern angeeignet wird, ist tendenziell rückläufig (von 45% im Jahre 1970 auf 36% im Jahre 1997), der Anteil der Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen

steigt (nach dem Einbruch in den siebziger Jahren von 19% 1980 auf 28% 1997) und die Sozialtransfers wachsen – so stieg die Sozialleistungsquote (Anteil der gesamten Sozialleistungen am Bruttoinlandsprodukt) von 27% im Jahre 1970 auf 34% im Jahre 1997.

Die Zuspitzung der Verteilungskämpfe im Gefolge moderater Wachstumsraten der Wirtschaft zeigt sich zur Zeit vor allem in den politischen Auseinandersetzungen um die „Lohnnebenkosten", die „Sozialausgaben", die „Gesundheitsreform", die „Rentenreform" und die „Steuerreform". Die Verteilung der Arbeit und der Einkommen funktioniert nicht mehr nach den für die „fordistische Produktionsweise" geltenden Regeln – man vergleiche nur einmal die Verteilung des Volkseinkommenszuwachses in den sechziger Jahren mit der Verteilung in den neunziger Jahren.

Die Krise des Nachkriegstypus der kapitalistischen Reproduktion ist ihrem Wesen nach eine Krise des Akkumulations- und Regulierungsmechanismus: Die Verteilungsverhältnisse können in der bisherigen Struktur nicht mehr beibehalten werden und jener Mix aus Marktregulierung und staatlicher Globalsteuerung, gedacht zur Bekämpfung von zyklischen Überproduktionskrisen, erweist sich gegenüber den strukturellen Umbrüchen als unfähig, die Akkumulations- und Wachstumsdynamik der Wirtschaft zurückzubringen. Hinzukommt, daß die Möglichkeiten des Staates für eine aktive Wirtschafts- und Sozialpolitik in den letzten zwanzig Jahren durch hohe Staatsverschuldung, durch Verkauf des „Tafelsilbers" in Gestalt der „Privatisierung" vormals öffentlich-rechtlicher Unternehmen, durch den erreichten Grad der Belastung mit Steuern und Abgaben und nicht zuletzt durch eine neue Qualität internationaler Wirtschaftsbeziehungen erheblich eingeschränkt wurden.

6. Worin bestehen die „transformatorischen Wirkungen" der Krise?

Diese Krise ist ein Element der gesellschaftlichen Umbrüche, die durch die beispiellose Entwicklung der Produktivkräfte und den damit verbundenen Strukturwandels in Wirtschaft und Gesellschaft im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts eingeleitet wurden Sie ist das Ergebnis der inneren Widersprüche der „fordistischen Produktionsweise":

Jener Kreislauf von Produktionsanstieg – zunehmender Beschäftigung –

höheren Einkommen – wachsender Nachfrage – mehr Umsatz und Profit, und damit schließlich wachsendes Investitions- und Akkumulationspotential als Basis weiteren Produktionswachstums – ist von steigender Massennachfrage und Investitionsbereitschaft der Unternehmen abhängig. In dem Maße, wie Massenkonsum und Massennachfrage an Grenzen stoßen, hält sich auch die Investitionsbereitschaft in Grenzen, steigt die Arbeitslosigkeit, kann der Verteilungsmodus nicht mehr aufrecht erhalten werden. Auch die konjunkturpolitischen Instrumente des Staates werden stumpf, die nationalstaatliche Regulierung durch zunehmende Internationalisierung des Wirtschaftslebens wird anachronistisch und der Sozialstaat durch steigende soziale Kosten gefährdet.

Dabei steht die Deformation der Arbeits- und Einkommensstrukturen der „fordistischen Produktionsweise" in enger Wechselwirkung mit zwei anderen Prozessen:

– Veränderungen im System der Erwerbsarbeit.

Der Industriekapitalismus, der mehr als ein Jahrhundert lang die Arbeits- und Lebensumstände von Millionen und Abermillionen Menschen prägte, der dazu führte, daß die Mehrheit der Privathaushalte ihr Einkommen über die Lohnarbeit bezog und der gewaltige Produktivitätsfortschritte in der Sicherung der materiellen Lebensgrundlagen brachte, hat in den fortgeschrittenen Ländern Europas, Asiens und Amerikas seinen Zenit überschritten: Nur noch eine Minderheit der Erwerbstätigen ist in diesen Ländern in der materiellen Produktion gebunden. Mit dem Übergang zur Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft verliert das durch die Industrie geprägte „Normalarbeitsverhältnis" seine Bedeutung – Teilzeitarbeit, geringfügige Beschäftigung, Formen der „Leiharbeit" und der Arbeit „auf Abruf" sowie (Schein-)Selbständigkeit treten mehr und mehr an seine Stelle. Hinzu kommt die tendenziell zunehmende Massenarbeitslosigkeit – ernst zu nehmende Schätzungen besagen, daß im nächsten Jahrhundert zwanzig Prozent der Arbeitsfähigen ausreichen, um alle Waren und Dienstleistungen zu erzeugen, nach denen in der Welt nachgefragt wird. Für die „abhängig Beschäftigten" werden häufige Wechsel der Arbeit und der Arbeitsstelle, Teilzeitarbeit und geringfügige Beschäftigung, Wechsel von Arbeit und Arbeitslosigkeit zur „Normalität".

– Weitere Internationalisierung des Wirtschaftslebens.

Die Entwicklung der modernen Kommunikationstechnik und der Trans-

porttechnologien führt nicht nur zur Verschmelzung von Märkten, sie schafft auch neue Bedingungen für die internationale Arbeitsteilung, für Kapital- und Warenströme rund um den Erdball. Dabei ist die grenzenlose Mobilität des Kapitals das Kernstück der ökonomischen „Globalisierung": Transnationale Unternehmen, die bereits heute 40% der Welthandelsströme als inneren Konzernumsatz abwickeln und etwa über ein Drittel des produktiven Anlagevermögens weltweit verfügen, und internationale „Finanzdienstleister", die Kapitalströme in Billionen Dollar Umfang zu den besten Anlagesphären dirigieren, zwingen Regierungen, Länder und Regionen zu einem Standortwettbewerb um die besten Bedingungen für die Kapitalverwertung, „belohnen" und „bestrafen" durch Kapitalzu- oder -abfluß den Grad des Wohlverhaltens gegenüber den Interessen des Kapitals. Dieses Regime gestattet es den Unternehmen, Druck auszuüben auf nationale Lohn-, Steuer-, Sozial- und Umweltregelungen, solche Regelungen und Standards gegebenenfalls durch einen Standortwechsel zu unterlaufen.

Die Wirtschaft reagierte auf das Versagen jener für die Nachkriegsjahrzehnte typischen Verknüpfung von marktwirtschaftlicher Regulierung und staatlicher Globalsteuerung mit Forderungen der „Deregulierung", „Privatisierung" und „Liberalisierung" – in ihren Augen galt es, die Marktkräfte aus den Fesseln des Staates zu befreien, um Akkumulationsdynamik zurückzugewinnen und Wachstumskräfte freizusetzen. In diesem Sinne war der Regierungswechsel Anfang der achtziger Jahre zugleich ein Politikwechsel.

Am deutlichsten wird die Reaktion auf die Krise durch den Paradigmenwechsel in den Wirtschaftswissenschaften reflektiert – der mehr sozialstaatlich ausgerichtete Neokeynesianismus wird durch den Monetarismus ersetzt, theoretische Grundlage des Neoliberalismus, der einseitig die Verwertungsbedingungen des Kapitals ins Zentrum der Wirtschaftspolitik rückt.

Aber nicht die neoliberale Theorie prägt die Wirtschaftspraxis - es sind die derzeitigen praktischen Bedürfnisse des Kapitals, die in Gestalt der neoliberalen Theorie ihre beste Begründung finden, genau wie wenige Jahrzehnte zuvor der Kensianismus die beste Erklärung für die Wirtschaftspolitik unter den damaligen Bedingungen lieferte. Der Paradigmenwechsel in den Wirtschaftswissenschaften wird weniger durch neue Einsichten, als viel mehr durch veränderte Verwertungsbedingungen des Kapitals hervorgerufen.

Im Grunde beweist die Wirtschaftswissenschaft mit dem Paradigmenwechsel, daß sie die Prozesse des Wandels in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren richtig verstanden hat.

Sie begründet, erklärt und rechtfertigt den Siegeszug des „globalen Kapitalismus". So ist auch in der Theorie der neoliberalen Angebotspolitik für den Sozialstaat kein Platz. Hier wird der Begriff des Fortschritts auf ökonomischen Fortschritt reduziert und die soziale Entwicklung abgekoppelt.

Der neoliberale Marktfundamentalismus ist zweifellos eine mögliche Antwort auf die Veränderungen und sein Siegeszug, beginnend mit den achtziger Jahren, ist Ausdruck dafür, daß „das im Fordismus entstandene Regulationssystem...nicht mehr den sozialen Gegebenheiten am Ende des 20. Jahrhunderts (entspricht)"[4]. Nicht nur der „reale Sozialismus" ist zum Ende des Jahrhunderts in Europa zusammengebrochen – auch der „dritte Weg" (alter Prägung), d. h. die Hoffnungen der Sozialdemokratie auf einen nationalstaatlich regulierten und sozial gebändigten Kapitalismus sind gescheitert.

Aber der Marktfundamentalismus ist keine Lösung für die Gesellschaft, denn er vertieft die existentiellen Widersprüche der Menschheit – Armut, Umweltzerstörung, Unterentwicklung. Er spaltet die Gesellschaft in „Gewinner" und „Verlierer" eines mörderischen Konkurrenzkampfes. Er stärkt die Machtpositionen des internationalen Großkapitals, dem nunmehr der gesamte Globus für die Verwertung zur Verfügung steht. Er verschiebt das Verhältnis von „Chancen" und „Risiken" in der weiteren gesellschaftlichen Entwicklung mehr zu den „Risiken" hin.

In gewisser Weise bietet die Politik zur Zeit ein gespenstisches Bild: Keine Partei, die ihre Vorschläge oder Vorstellungen ob zur Wirtschafts-, Steuer-, Finanz- oder Sozialpolitik nicht damit begründen würde, damit einen Beitrag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit leisten zu wollen, auch wenn das logisch gar nicht nachzuvollziehen ist; keine Partei, die den Vorwurf des Sozialabbaus nicht weit von sich weisen würde, obwohl das, was da unter dem Begriff der „Reformen des Sozialstaates" verkauft wird, mehr einer Demontage gleicht. Man hat den Eindruck von leeren Worthülsen, und dass die, die sie gebrauchen, selbst nicht davon überzeugt sind, die Massenarbeitslosigkeit ernstlich zurückführen bzw. den Sozialstaat wirklich reformieren zu können.

Möglicherweise hat die französische Publizistin Viviane Forrester („Der

Terror der Ökonomie") recht, daß die Prozesse des Wandels bereits sehr weit fortgeschritten sind. Wir leben schon in einer neuen Welt, aber träumen noch nach Regeln einer längst nicht mehr gültigen Ordnung: „Vollbeschäftigung", „Wohlstand für alle", „Recht auf Arbeit", „Sozialpflichtigkeit des Eigentums", „soziale Gerechtigkeit", „Sozialstaat" – alles Kategorien einer untergehenden Zivilisation, begründet in einer Zeit, wo das Kapital auf die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung zur Vermehrung des Profits angewiesen war und ihre Beteiligung an den wirtschaftlichen Resultaten zur besseren Verwertung des Kapitals beitrug, als es noch eine alternative Gesellschaftsordnung gab, der man auf sozialem Gebiet Paroli bieten mußte. Heute tragen Politiker diese Begriffe, die schon inhaltsleer sind, wie Schutzschilder vor sich her, und täuschen damit die Bürger (und manchmal vielleicht auch sich selbst) über die tatsächliche Lage.

Wohin entwickelt sich die Wirtschaftsverfassung?

Der staatliche Einfluß wird zurückgedrängt – die Märkte werden dereguliert – der soziale Ausgleich wird zurückgefahren – neue Anlagefelder für das Kapital werden erschlossen (Privatisierung; Finanzanlagen) – die Internationalisierung wird vorangetrieben – die Oberschicht zieht sich aus der Finanzierung des Staates zurück.

Die Krise der „fordistischen Produktionsweise" ist – wie jede Krise – das Resultat sich zuspitzender Widersprüche. An erster Stelle steht die durch die Entwicklung der Produktivkräfte hervorgerufene „Rückkehr" des Grundwiderspruchs kapitalistischer Reproduktion – die durch Profitstreben, Konkurrenz und Marktregulierung verursachte Tendenz zur schrankenlosen Ausdehnung der Produktion bei begrenzter Nachfrage. Aber jetzt entlädt sich dieser Widerspruch nicht primär in zyklischen Überproduktionskrisen, sondern schlägt sich in chronischer Überproduktion, „Überakkumulation" des Real- und Geldkapitals sowie Wachstumsschwäche der Wirtschaft nieder.

Konzerne suchen für sich den Ausweg durch weltweite Expansion und Engagement in „Wachstumsmärkte"; Banken suchen den Ausweg durch neue Formen der Finanzanlage, durch weltweite Suche nach lukrativen Anlagemöglichkeiten, durch die Bereitstellung von Kapital für aufstrebende Entwicklungsländer und ein nicht geringer Teil des überschüssigen Geldkapitals findet seine Anlage in rein spekulativen Geschäften – Kasino-Kapitalismus; die Repräsentanten des Großkapitals, Top-Manager und

Spitzenpolitiker der führenden Industrieländer suchen gemeinsam den Ausweg in einem neuen Akkumulations- und Regulierungsmechanismus:

– „Globalisierung" und „Deregulierung der Märkte", d. h. die Beseitigung aller nationalen Schranken, die den internationalen Warenaustausch und Kapitalverkehr behindern könnten und Aufhebung solcher staatlichen Vorschriften, Kontrollen, Eingriffe, die das „freie Unternehmertum" reglementieren, die dem Engagement und der Verwertung des Kapitals, seiner Mobilität bei der Suche nach neuen Quellen des Profits, nicht förderlich sind;

– „Privatisierung", das heißt nicht nur Verkauf noch öffentlich-rechtlicher, und damit dem Gemeinwohl und nicht dem Profit verpflichteter Unternehmen an das Kapital, sondern auch die Überführung staatlicher Versicherungen in die Hände privater Versicherungsunternehmen bei der Ablösung solidarischer Sicherungssysteme durch „private Vorsorge". Letztlich geht es um die Unterwerfung aller Sphären des gesellschaftlichen Lebens – ob Sport, Gesundheitswesen, Kultur, Bildung usw. unter die Logik der Kapitalverwertung, um ihre Umwandlung in lukrative Anlagefelder für das Kapital;

– „Schlanker Staat", Abbau des „Sozialstaates" und Rückzug des Staates aus der Wirtschaft, d. h. Senkung der Aufwendungen für gesellschaftliche Anliegen und soziale Zwecke, für die Bereitstellung „öffentlicher Güter", um die Umverteilung von Einkommen über Steuern und Abgaben auf ein Minimum zurückzufahren; Beschränkung der aktiven Rolle des Staates in der Wirtschaft auf die Finanz- und Haushaltspolitik sowie auf die rechtliche Ausgestaltung der Rahmenbedingungen für das wirtschaftliche Handeln; Umwandlung in einen „Wettbewerbsstaat", der im „Standortwettbewerb" für die bestmöglichen Bedingungen der Verwertung des Kapitals Sorge trägt.

Dieser Akkumulations- und Regulierungsmechanismus erinnert an den „Kapitalismus der freien Konkurrenz" des 19. Jahrhunderts – das freie Spiel der Kräfte auf dem Markt entscheidet über das Wohl und Wehe der Unternehmen, über die Einkommensverteilung zwischen Kapital und Lohnarbeit, über Beschäftigungsmöglichkeiten oder Arbeitslosigkeit. Die gesellschaftlich Ausgegrenzten sind auf private Almosen zum Überleben angewiesen. Die „öffentliche Hand" beschränkt sich auf die Rolle des „Nachtwächterstaates". Für diese Produktionsweise galt das von Marx formulierte „Allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation":

„Es bedingt eine der Akkumulation von Kapital entsprechende Akkumulation von Elend."[5]

Und trotzdem ist die Situation mit dem 19. Jahrhundert nicht vergleichbar: die Hauptakteure sind keine privaten Einzelunternehmen und kleine Privatbanken, sondern Konzerne und Finanzimperien, die Märkte sind nicht national organisiert, sondern international und weitgehend nationalstaatlicher Kontrolle entzogen, die ökonomische Verflechtung ist weltweit so eng, daß kein Land ausscheren kann und vor allem der Stand der Produktions-, Transport- und Kommunikationstechnik ist völlig unvergleichbar. Aber es bleibt die düstere Ahnung, daß die soziale Polarisation im 21. Jahrhundert ähnliche Dimensionen wie im 19. Jahrhundert annehmen könnte:

"Unsere Gesellschaften sind heute – mutatis mutandis – mit demselben Problem konfrontiert wie die Gesellschaften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Das Problem waren auch damals die Exzesse des Kapitalismus."[6]

Die Globalisierung öffnet den Weg zu einer neuen Art Imperialismus: Unter den von den imperialistischen Hauptmächten, allen voran die USA, geprägten weltwirtschaftlichen Rahmenbedingungen beherrschen transnationale Konzerne und Finanzunternehmen mehr und mehr die Märkte und die Kapitalbewegungen. Sie diktieren den Nationalstaaten das ökonomische Verhalten und Internationaler Währungsfonds, Welthandelsorganisation und Weltbank achten darauf, daß alle Länder sich an die „Spielregeln" halten.

„Die Geschichte des Kapitalismus hat die nationalen Grenzen gesprengt. Eine neue Epoche, die Ära des globalen Kapitalismus bricht an, und sie wird die Entwicklung der Gesellschaften in den nächsten Jahrzehnten bestimmen."[7]

Und die „transformatorische Wirkung" der Krise der „fordistischen Produktionsweise"?

Sie zerstört nicht nur die Fundamente der sozialstaatlichen Verteilungsstrukturen, sondern sie bahnt auch den Weg für den Akkumulations- und Regulierungsmechanismus einer neuen Epoche, der Epoche des „transnationalen" oder „globalen" Kapitalismus: An die Stelle der Kombination Marktregulierung – staatliche Globalsteuerung mit sozialem Ausgleich tritt ein Regulierungsmechanismus „deregulierter" Weltmärkte, bei der internationale Großunternehmen das Zentrum der Kapitalakkumulation bilden, Wirtschaftsstandorte um die bestmöglichen Verwertungsbedingungen für

das Kapital konkurrieren und die wirtschaftspolitischen Ziele der fordistischen Produktionsweise – Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung, Preisstabilität und ausgeglichene Außenhandelsbilanz – durch die Ziele Geldwertstabilität und „shareholder-value" ersetzt werden.

Anmerkungen

1 Karl Marx, „Das Kapital" Bd. 3, Berlin 1949, S. 478/479.
2 Eric Hobsbawm, „Wieviel Geschichte braucht die Zukunft" München/Wien 1998 S. 140.
3 Diese und die folgenden Berechnungen erfolgten an Hand der statistischen Jahrbücher für die Bundesrepublik Deutschland von 1998 und 1991 sowie auf der Grundlage der jährlich vom Bundesministerium für Wirtschaft herausgegebenen statistischen Übersichten „Wirtschaft in Zahlen".
4 Gregor Gysi „Gerechtigkeit ist modern" Berlin 1999, These 9.
5 Karl Marx „Das Kapital" Bd. 1, Berlin 1949, S. 680.
6 Gruppe von Lissabon „Grenzen des Wettbewerbes – Die Globalisierung der Wirtschaft und die Zukunft der Menschheit" München 1998, S. 23; die „Gruppe von Lissabon" umfaßt etwa 20 Wissenschaftler und Manager aus Wirtschaft und Politik unter Vorsitz von Riccardo Petrella (bis 1994 Direktor des Programms „Forecastings and Assessment" der Europäischen Union), die sich 1992 anläßlich des fünfhundertjährigen Jubiläums der Eroberung der neuen Welt zusammenfand zu dieser Studie über die Perspektiven der menschlichen Zivilisation.
7 Gruppe von Lissabon, a.a.O., S. 53.

Joachim Herrmann

Vorkapitalistische Gesellschaftsformationen und historische Epochen*

Das Thema umfaßt mehrere historische und geschichtsphilosophische Fragestellungen. Es handelt sich um die Periodisierung der Regional- oder Nationalgeschichte und der Weltgeschichte sowie um Probleme der Universalgeschichte. Diese wissenschaftlichen Fragestellungen stehen in engstem Zusammenhang mit Problemen, die die Evolution und die Stellung des Menschen in der Gesellschaft sowie die verschiedenen sozialen Strukturen, deren Ursprung, Entwicklung und Effizienz in der Auseiandersetzung mit dem Naturmilieu betreffen (Klix u. Lanius 1999). Auch die vielfachen religiös und emotional geprägten ethnisch-sozialen Identifikationen werden davon berührt. Solche haben z.T. über Jahrtausende und über verschiedene historische Epochen ihre traditionelle Bedeutung behalten, obzwar in sich wandelnden Wertungen und Deutungen, aber doch in traditionellen Bahnen. Dieser Problemkreis traditionell-emotionaler Wertbestimmung von gesellschaftlichen Gruppen zur Bewahrung und Darstellung ihrer Identität in der Weltgeschichte kann in diesem Beitrag nicht behandelt werden. Es ist ein eigener Themenkomplex. Darauf hat bereits J. W. v. Goethe 1810 nachdrücklich hingewiesen: „Daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unseren Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine solche Notwendigkeit entsteht nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen läßt" (Goethe 1893, 239).

Das Problem der Periodisierung vorkapitalistischer Gesellschaften und gesellschaftlicher Formierung, der Abfolge von vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen, ist als historische und geschichtsphilosophische Frage-

* Vortrag, gehalten vor dem Plenum der Leibniz-Sotietät am 17. Dezember 1998

stellung konträr behandelt worden. In der geschichtsforschenden Kleinarbeit auf begrenztem Feld mag man es vernachlässigen oder als nicht relevant ansehen. Aber die Relevanz bleibt. Eine übergreifende Gesamtdarstellung auch der Geschichte vorkapitalistischer Gesellschaften kann es nicht geben, ohne ein Minimum an Arbeits- und Geistesaufwand auf diese Fragen zu verwenden. Die von der UNESCO vorbereitete und nunmehr in vier Bänden, z. T. in Übersetzungen erschienene „History of Humanity" (1994ff.) bezeugt das ebenso wie die geschichtsphilosphischen Reflexionen, die in letzter Zeit u. a. E. Hobsbowm (1998) vortrug.

Im ehemaligen Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Berliner Akademie der Wissenschaften wurden unter verschiedenen Gesichtspunkten, auch unter dem der Periodisierung und Formationsfolge, zahlreiche Monographien und Sammelbände ausgearbeitet, die die Menschheitsentwicklung von der Menschwerdung bis zum Mittelalter umfassen (20 Bände allein in einer der vor allem auf diese Fragen besonders orientierten Reihe der „Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie"). Internationale Konferenzen, an denen durch entsprechende Untersuchungen ausgewiesene Fachkollegen aus zahlreichen Ländern mit ihren unterschiedlichen Gesichtspunkten beitrugen, konnten durchgeführt werden: Zu Problemen der Menschwerdung, zur Staatsentstehung, zur Rolle der Volksmassen in der Geschichte, zum Wechselverhältnis von Produktivkraftentwicklung und Gesellschaftsformation, zu Familie, Staat und Gesellschaftsformation.

In der Veröffentlichung, die der Tagung über „Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit" folgte, formulierte W. Eichhorn z. B. unter geschichtsphilosophischen Gesichtspunkten bedeutsame Fragen zur Objektivität der Geschichtsschreibung, zur Abfolge ökonomischer Gesellschaftsformationen und erörterte die damit verbundenen Probleme (Eichhorn 1982; 1988). Die vor allem in den 50er Jahren dargestellte Einseitigkeit des Verhältnisses von Produktivkräften zu Produktionsverhältnissen wurde auf das dialektische Wechselverhältnis zwischen den gesellschaftlichen Grundkategorien zurückgeführt. Damit wurde auch unter geschichtsphilosphischen Fragestellungen der Weg für ein tieferes Verständnis vorkapitalistischer Gesellschaftsformation eröffnet bzw. erweitert.

Das Problem der geschichtlichen Periodisierung, der gleichsam naturgesetzlichen Abfolge von Gesellschaftsordnungen, der damit verbundenen

Identitätsfindung, ist nicht erst von Marx und Engels gestellt worden. Es reicht weit in die Gedankenwelt der Aufklärung und der klassischen Philosophie bzw. sogar in die Antike zurück.

Versuche, die geschichtlichen Vorgänge in verschiedenen Regionen sowie deren Unterschiede im Vergleich zur Geschichte der eigenen Gesellschaft darzustellen, gehen auf die Anfänge historischen Verständnisses überhaupt zurück. Der Grieche Herodot (um 490–425 v.u.Z.), nach der Überlieferung der früheste Historiker oder „Vater der Geschichtswissenschaft", stellte die griechische Gesellschaft in den Mittelpunkt und verglich damit Nomaden, Bodenbauer und Viehzüchter des Barbarikums und die despotisch beherrschten Perser, deren Versuche, auch Griechenland zu unterwerfen, er miterlebt hatte (Jürß 1982, 362). In der Zeit römischer Herrschaft weitete sich das Geschichtsbild. Indien, China, Arabien und Afrika südlich der Sahara, Europa bis zum Polarkreis, waren nicht mehr unbekannt. Der nach eigenem Selbstverständnis auf Sklaverei beruhenden Zivilisations-Gesellschaft wurden die trotz aller bereits bekannten Differenzierungen und Unterschiede die Gesellschaften des „Barbarikums" gegenübergestellt.

Seither war in der Geschichtsschreibung die differenzierte Betrachtung von benachbarten bzw. aus dem historischem Umfeld bekannten Gesellschaften üblich. Der Vergleich diente dem historischen Selbstverständnis und der geschichtlichen Identifikation. In der Regel wurde die eigene historische Ordnung als die beste und entwickeltste Form aller bestehenden Ordnungen oder gesellschaftlichen Formationen (lat. formationes – Gestaltungen, Ausgestaltungen der Daseinsverhältnisse) dargestellt und in Literatur, Theater usw. entsprechend vermittelt. Ein derartiges Verhältnis zur historischen Umwelt und zur Epochenabfolge galt auch in anderen Weltteilen. China und Indien z. B. sahen ihre Gesellschaftsordnungen und Reiche als „Reiche der Mitte", als Maßstab weltgeschichtlichen Fortschritts (Ruben 1971, 64ff.; Herrmann, Zürcher 1996, 74, 76). Der Stellenwert von Eigenzuordnungen zu bestimmten Gesellschaftsordnungen durch deren Repräsentanten, die als die maßgeblichen, einzig progressiven angesehen werden, hat sich bis auf den heutigen Tag nicht geändert. Nach der Entdeckung Amerikas und Australiens und der Durchforschung der Geschichte der dort ansässigen Völker und Stämme, nach den sibirischen Expeditionen des russischen Zarismus, nach der Ausweitung der Macht der East Indian

Company über Südostasien erhielt das Geschichtsverständnis neue Dimensionen und neuen Erklärungsbedarf. Einen der bedeutendsten Versuche unernahm J. G. Herder mit der Einführung des Abstraktums „Nationalcharakter" oder „Volkscharakter" als movens historischer Abläufe. Spezifische geographische, klimatische und historisch-traditionelle Bedingungen hätten bewirkt, daß sich relativ stabile Gemeinschaften mit entsprechenden Eigenheiten, eben dem National- oder Volkscharakter, herausbildeten. Aus dessen Ausprägung erklärte Herder den fortschreitenden Gang der Geschichte über verschiedene Epochen zur Humanität. Ein abstrakt gedachter Gott habe in der Gestaltung der Geschichte den Menschen freie Hand gelassen. „Das Rad der ändernden Zeit drehet sich indes unaufhaltsam..." (Herder 1784, 394). „Tätigkeit" (Arbeit), soziale Bewegung und Austragung der damit verbundenen Widersprüche galten ihm als Grundlage des Geschichtsverständnisses. Im letzten Viertel des 18. Jh. setzte sich Herder in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" auf der Grundlage einer derartigen Geschichtsauffassung mit verschiedenen Epochen und dem Wechsel von Gesellschaftsepochen, der Neuformierung von Gesellschaften, auseinander (vgl. Herrmann 1978). Nachdem er z. B. ausführlich die überwindung der auf Sklaverei begründeten Gesellschaft, repräsentiert im Römischen Weltreich, dargestellt und die Formierung der mittelalterlichen Gesellschaft behandelt hatte, ging er auf die überwindung dieser Gesellschaft durch das Bürgertum ein. Die Feudalgesellschaft sah er charakterisiert durch die päpstliche Hierarchie. „Der Druck der römischen Hierarchie war vielleicht ein notwendiges Joch, eine unentbehrliche Fessel für die rohen Völker des Mittelalters; ohne sie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder gar eine mongolische Wüste geworden. Als Gegengewicht verdient sie also ihr Lob; als erste und fortdauernde Triebfeder hätte sie Europa in einen tibetanischen Kirchenstaat verwandelt. Jetzt brachten Druck und Gegendruck eine Wirkung hervor, an welche keine der beiden Parteien dachte: Bedürfnis, Not und Gefahr trieben zwischen beiden einen dritten Stand hervor, der gleichsam das warme Blut dieses großen wirkenden Körpers sein mußte, oder der Körper geht in Verwesung. Dies ist der Stand der Wissenschaft, der nützlichen Tätigkeit, des wetteifernden Kunstfleißes; durch ihn ging dem Ritter- und Pfaffentum die Epoche ihrer Unentbehrlichkeit notwendig, aber nur allmählich zuende" (Herder 1784, 465). Die sich herausbildende bürgerlich-

kapitalistische Gesellschaft war also nach Herders Auffassung Resultante gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, nicht das Ergebnis der Entäußerung eines abstrakten Geistes oder außermenschlichen Ratschlusses. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, wie tiefgreifend Herder solche Auseinandersetzungen als möglich ansah. „Das Maschinenwerk der Revolutionen irret mich also nicht mehr, es ist unserm Geschlecht so nötig wie dem Strom seine Wogen, damit er nicht ein stehender Sumpf werde. Immer verjüngt in seinen Gestalten, blüht der Genius der Humanität auf und zieht palingenetisch (d. h. unter Steigerung aller Lebensfunktionen – J. H.) in Völker, Generationen und Geschlechtern weiter" (Herder 1784, 244). Abgesehen von der literarisch geprägten Form dieser Darstellung und davon, daß Herder die Entstehung gegensätzlicher Kräfte nicht oder nur nebenher auf Veränderungen in der sozialökonomischen Basis zurückführte, findet sich die „Resultantenidee" als Erklärung für den Formationswechsel, für den Ablauf der Geschichte, in vergleichbarer Aussage bei Friedrich Engels 1886, 297) wieder: „Die Menschen machen ihre Geschichte, wie diese auch immer ausfalle, indem jeder seine eigenen, bewußt gewollten Zwecke verfolgt, und die Resultante dieser vielen in verschiedenen Richtungen agierenden Willen und ihrer mannigfachen Einwirkung auf die Außenwelt ist eben die Geschichte... Aber einerseits haben wir gesehn, daß die in der Geschichte tätigen vielen Einzelwillen meist ganz andre als die gewollten – oft geradezu entgegengesetzten – Resultate hervorbringen...".

Herders Ideen wurden von Hegel z. B. in der „Einleitung zur Geschichte der Philosophie" reflektiert, jedoch bezogen auf die Ausbildung des Weltgeistes: „Was so jede Generation an Wissenschaft, an geistiger Produktion vor sich gebracht hat, ist ein Erbstück, woran die ganze Vorwelt zusammengespart hat..." (Hegel 1971, Bd. 1, 87). Anzustreben sei „eine Einteilung des Verlaufs dieser Geschichte ...in notwendige Perioden..., eine Einteilung, welche dieselbe als ein organisch fortschreitendes Ganzes, als einen vernünftigen Zusammmenhang zeigen muß, wodurch allein diese Geschichte selbst ihre Würde einer Wissenschaft erhält" (ebenda, 93). In der Abschlußvorlesung kommt Hegel zum Ende seines Systems: „Es scheint, daß es dem Weltgeiste jetzt gelungen ist, alles fremde gegenständliche Wesen sich abzutun und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen... Dies ist nun der Standpunkt der jetzigen Zeit, und die Reihe der geistigen Gestaltungen ist für jetzt damit geschlossen. – Hiermit ist diese Geschichte der Philoso-

phie beschlossen" (Hegel 1971, Bd. III, 627f.). Zuletzt: „Geschlossen den 26. März 1830" (ebenda S. 630).

Für Marx und Engels war Hegels philosophischer Idealismus anregend (Engels 1886), anregender als der teils materialistisch-dialektisch angesetzte und humanistisch geprägte, insgesamt jedoch historische Idealismus von Herder. Für Herder blieb die Geschichte offen, für Hegel war sie – wie Engels ausführte – entgegen der in Hegels Philosophie enthaltenen Dialektik – abgeschlossen (Engels 1886, 268).

Die Darstellung von Gesellschaftsformationen bildete für Marx und Engels Grundlage geschichtsphilosophischen und historischen Verständnisses. Die vorkapitalistischen Gesellschaften gehörten zu Geschichtsepochen, aus denen in Teilen Europas der Kapitalismus hervorgegangen war. Der Kapitalismus integrierte, modifizierte und umgestaltete die vorkapitalistischen Gesellschaften weltweit. Das Interesse von Marx richtete sich daher auf diese Gesellschaften unter dem Gesichtspunkt ihrer Einbeziehung in die weltumfassende kapitalistische Entwicklung. Um die Durchsetzung des Kapitalismus in dessen verschiedenen Erscheinungsformen zu verstehen, war Kenntnis über vorkapitalistische Gesellschaften unabdingbar. Daher verwandte Marx erhebliche Bemühungen auf das Studium dieser Gesellschaften, ohne darüber zusammenhängend zu publizieren. In dem Manuskript „Deutsche Ideologie", geschrieben 1845/46, gingen Marx und Engels ausführlich auf vorkapitalistische Gesellschaften ein. Das Manuskript blieb jedoch unvollendet. Erst 1932 wurden die verbliebenen Manuskriptteile zusammenhängend veröffentlicht (MEW 3). Auf Grund von ausgedehnten Studien (allein die Auflistung der Titel „Das Marxsche Lesefeld im Bereich der Historie" umfaßt 30 Seiten; Harstick 1977, 233–263) ging Marx 1859 in seinem Buch „Zur Kritik der Politischen Ökonomie" erstmals zusammenhängend auf die Grundlagen für die Gestaltung von Produktionsweisen und Gesellschaftsformationen, darunter auch von vorkapitalistischen, und auf Formationsabfolgen ein: „In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der Ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden". Mit der bürgerlichen „Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab" (MEW 13, 9). Grundlage für die Untersuchung auch der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen war die Entdeckung der geschichtlichen Entwicklungszusam-

menhänge in der ökonomischen Struktur der Gesellschaft und deren überbau, in der Ausfechtung der darin entstehenden Widersprüche in „ideologischen Formen" (MEW 13, 8f.). Im „Kapital" bezieht sich Marx mehrfach auf vorkapitalistische Verhältnisse, ohne diese jedoch unter theoretischen Gesichtspunkten, die auf deren autonome und innere Dynamik im Rahmen von vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen ausgerichtet wären, zu analysieren. Derartige Analysen hatte er u. a. als „Vorarbeit" zum „Kapital" in ausgedehnten Studien, in enger Verbindung mit Engels, durchgeführt, niedergeschrieben u. a. 1857/58 in einem seinerzeit nicht veröffentlichten Manuskript über Formen, die der kapitalistischen Produktion vorhergehn (Marx 1953). Die Grunderkenntnis zu den indisch-asiatischen Verhältnissen bestand darin: „Mitten im orientalischen Despotismus und der Eigentumslosigkeit, die juristisch zu erxistieren scheint, existiert daher in der Tat als Grundlage dieses Stamm- oder Gemeineigentum, erzeugt meist durch eine Kombination von Manufaktur und Agrikultur innerhalb der kleinen Gemeinde, die so durchaus self-sustaining wird und alle Bedingungen der Produktion und Mehrproduktion in sich selbst enthält..." (Marx 1953, 377). Diese Auffassung lag der Vorstellung von Marx über die asiatische Produktionsweise als erste progressive Epoche der ökonomischen Gesellschaftsformation zugrunde. Andere, frühere Gesellschaftsverhältnisse galten als Vorgeschichte. „Bloße Jäger- und Fischervölker liegen außer dem Punkt, wo die wirkliche Entwicklung beginnt (Marx, Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie, MEW 13, 637). ähnlich dachte Engels – in anderen Begriffen – noch 1876 in Vorbereitung des „Anti-Dühring": „Wir haben also die Trivialität, daß, soweit die Menschen sich über die rohesten Zustände erhoben, überall Staaten existiert haben... Nun ist aber der Staat und Gewalt gerade das allen bisherigen Gesellschaftsformen Gemeinsame..." (Werchan 1982, 177).

Diese Auffassung beruhte auf dem damaligen Forschungsstand. Weder Marx noch Engels setzten sich mit der sozialökonomischen Formation „asiatische Produktionsweise" nach der Herausarbeitung der Urgesellschaft als erste Gesellschaftsformation auseinander. Für beide galt offenbar die asiatische Produktionsweise, die sie charakterisiert fanden durch die Existenz von „Stamm- oder Gemeineigentum" (s. o.) als letzte Stufe der Urgesellschaft. Diese Stufe wurde als „Ackerbaugemeinde" bezeichnet (s. u.). Inzwischen ist durch umfangreiche Quellenerschließungen und Studien die

Dynamik der asiatischen Entwicklung, die durchaus auf Privateigentum beruhte, bekannt. Von den europäischen Kolonisatoren bzw. von europäischen Historikern wurde, nach den kapitalistischen Veränderungen in Europa, die Statik asiatischer Verhältnisse bewußt hervorgehoben und gefördert.

Markante Einschnitte im theoretischen Denken von Marx brachte die Beschäftigung mit den unter vorkapitalistischen Verhältnissen entstandenen Dorfgemeinden, insbesondere mit dem Buch von Kovalevskij (Harstik 1977). Wesentlich neue Erkenntnisse gewann Marx zu vorkapitalistischen Formationen durch das Studium des Buchs von L. H. Morgan, Ancient Society (Morgan 1877), auf das er durch die Arbeit von Kovalevskij aufmerksam geworden war (Harstick 1977; Krader 1976; Herrmann 1984b, 13). Während des ausführlichen Exzerpierens aus Morgans Buch verstand Marx die Urgesellschaft als erste, eigenständige, vorklassengesellschaftliche Gesellschaftsformation. „Die Urgemeinschaften sind nicht alle nach dem gleichen Muster zugeschnitten. Ihre Gesamtheit bildet im Gegenteil eine Reihe von gesellschaftlichen Gruppierungen, die sich sowohl im Typus wie im Alter unterscheiden und die aufeinander folgende Entwicklungsphasen kennzeichnen" (MEW 19, 402). Als deren letzten Typ sah Marx die auf Gemeineigentum beruhende „Ackerbaugemeinde" an. In diesem Stadium der Erkenntnis erreichte Marx ein Brief, den Vera Sassulitsch am 16. Februar 1881 an ihn geschrieben hatte. Darin bat sie Marx um dessen Meinung zur Entwicklung der noch teilweise auf Gemeineigentum beruhenden russischen Dorfgemeinde unter den Bedingungen der auch in Rußland sich ausbreitenden kapitalistischen Entwicklung. Marx rang mit der Frage, wie altüberkommenes Gemeineigentum in die zeitgemäße kapitalistische Gesellschaftsformation eingebracht bzw. für die Ausbildung einer neuen, wiederum auf Gemeineigentum beruhenden Gesellschaftsformation Bedeutung erlangen könnte (Küttler 1976, 217ff.). Wie kompliziert Marx diese Fragestellung erschien, zeigen mehrere Briefentwürfe, bevor er den Antwortbrief über das mögliche Schicksal der russischen Dorfgemeinde schrieb. Er sah die Möglichkeit, daß sich dieser Typ, „den man übereingekommen ist, 'Ackerbaugemeinde' zu nennen" (MEW 19, 402), über die Epoche des Kapitalismus hinaus behaupten und erneuern kann. Jedoch: „Um die russische Gemeinde zu retten, ist eine russische Revolution nötig", schrieb er im ersten Briefentwurf (MEW 19, 394).

Engels hatte sich über Jahrzehnte mit vergleichbaren Fragen beschäftigt und schrieb am 18. Januar 1884 an Bebel im Zusammenhang mit der Diskussion um den „Staatssozialismus" Bismarckscher Prägung ironisierend, daß in Java „die holländische Regierung die ganze Produktion auf Grundlage der alten kommunistischen Dorfgemeinden so schön sozialistisch organisiert... Dagegen ist Bismarck doch ein pures Kind" (MEW 36, 88). In einem Brief am 16. Februar 1884 an Kautsky kam Engels erneut darauf zurück und empfahl, am Beispiel Java „den grassierenden Staatssozialismus an einem Exempel klarzulegen... Hier sieht man, wie die Holländer auf Grundlage des alten Gemeindekommunismus die Produktion von Staats wegen organisiert und den Leuten eine nach ihren Vorstellungen ganz komfortable Existenz gesichert haben... Nebenbei Beweis, wie der Urkommunismus dort wie in Indien und Rußland heute die schönste breiteste Grundlage der Ausbeutung und des Despotismus liefert (solange kein modernkommunistisches Element ihn aufrüttelt)..." (MEW 36, 109).

Beide Beispiele zeigen, wie Marx und Engels sich mit Strukturteilen aus vorkapitalistischen Formationen und deren möglichem Schicksal in späteren Formationen bzw. im Formationswandel auseinandersetzten.

Diese konkreten Fragen ihrer Zeit waren für Marx und Engels Anlaß, sich gründlich und unter Auswertung der neuesten damals aktuellsten Ergebnissen der Forschung, die Arbeiten von Kowalewskij und Morgan wurden bereits erwähnt, mit der Totalität vorkapitalistischer Formationen und deren Aufeinanderfolge zu beschäftigen. Auf den neu gewonnenen Standpunkt zur Urgesellschaft als Gesellschaftsformation wurde bereits hingewiesen. Marx unterschied nunmehr eine primäre oder archaische, auf Gemeineigentum begründete Gesellschaftsformation (Urgemeinden); als letzte Phase der primären Formation wurde die Ackerbaugemeinde, gleichzeitig als übergangsphase zur sekundären Formation, also zu der auf Privateigentum begründeten Gesellschaft, angesehen. „Die sekundäre Formation umfaßt, wohlverstanden, die Reihe der Gesellschaften, die auf Sklaverei, Leibeigenschaft beruhen." (MEW 19, 404). Die kapitalistische Entwicklung ist in die „sekundäre Formation" nicht eingeschlossen. Mit dem Kapitalismus entstand eine gegenüber den bisherigen Erscheinungsformen des Privateigentums andersartige Form: „Das Privateigentum, das auf persönlicher Arbeit begründet ist... wird verdrängt durch das kapitalistische Privateigentum, das auf der Ausbeutung der Arbeit anderer, der Lohnarbeit, gegründet ist..." (MEW 19, 401).

Die Aussage von Marx in den Sassulitsch-Briefen zur Abfolge vorkapitalistischer Gesellschaftsformationen scheint mithin eindeutig:

1. „Ebenso wie in den geologischen Formationen gibt es auch in den historischen Formationen eine ganze Reihe von primären, sekundären, tertiären etc. Typen..." (MEW 19, 386).
2. Die primäre Formation beruhte auf Gemeineigentum in Urgesellschaften.
3. Die sekundäre Formation wurde von Privateigentum, Sklaverei, Leibeigenschaft geprägt. Es widerstrebte offenbar Marx, den Kapitalismus wegen der neuen Qualität des Privateigentums, die dieser in die Weltgeschichte einbrachte, in die gleiche Reihe mit den vorkapitalistischen Klassengesellschaften zu setzen (s. o.).
4. Als tertiäre Formation kann von Marx daher nur der Kapitalismus gemeint worden sein. Zwischen dieser und der primären Formation lag die sekundäre Formation mit einer ganzen Reihe von „gesellschaftlichen Gruppierungen", die auf mehr oder weniger unterschiedlich ausgeprägtem Privateigentum beruhten. Als sekundäre Formation wurden von Marx also die vorkapitalistischen Klassengesellschaften unterschiedlicher Ausprägung verstanden.

Sowohl die primäre als auch die sekundäre Formation waren geschichtsphilosophische Begriffe, die auf die Erfassung des Wesens historischer Zusammenhänge gerichtet waren. Tatsächlich bestanden in diesen Formationen „eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Gruppierungen". Hinzufügen ließe sich: von Gesellschaften, die voneinander isoliert existierten, wie bereits in der „Deutschen Ideologie" ausgedrückt. Die realen gesellschaftlichen Gruppierungen wiesen allerdings vergleichbare oder ähnliche Wesensmerkmale auf. Damit wird die Brücke zwischen geschichtsphilosophischer Abstraktion und historischer Realität möglich. Die geschichtliche Evolution als Vorgang ungleicher und im Wesen doch gleichgerichteter Prozesse läßt sich ebenso daraus erklären, wie die Verlagerung von bisherigen Entwicklungszentren in periphere Gebiete, in denen neue Zentren entstehen konnten, die das Wesen der neuen Formation oder gesellschaftlicher Gruppierungen ausprägten. Derartige historisch-formative Erneuerungen in bisherigen Peripherien erfolgten z. B. an der ehemaligen Peripherie des Vorderen Orients und ügyptens: in Südosteuropa/Griechenland und Rom, wo sich Gesellschaften der Sklaverei in klassischer Form herausbildeten.

Seit dem 4./5. Jh. traten an der nördlichen Peripherie dieses Zentrums der Sklavereigesellschaften neue Gesellschaftsgruppierungen hervor, die zum Feudalismus führten. Engels hat diese Vorgänge an einigen Beispielen ausführlich dargestellt (MEW 19, 317–330; 425–428).

Engels fand die Exzerpte von Marx aus Morgan erst im Nachlaß von Marx und beschaffte sich erst danach das Buch von Morgan. Die Briefentwürfe und den Brief von Marx an V. Sassulitsch und Marx Vorstellungen über primäre, sekundäre, tertiäre etc. Gesellschaftsformationen kannte Engels nicht (Herrmann 1984b, 24). Die Exzerpte von Marx aus Morgan verarbeitete Engels im Sinne von Marx, jedoch auf der Grundlage seiner eigenen Studien und Interessen (MEGA I/29).

Die Urgesellschaft als historische Gesellschaftsformation stellte Engels in der Vielfalt ihrer Ausprägung dar – von der Menschwerdung des Affen über Wildheit, Barbarei und militärischer Demokratie als übergangsepoche zur Zivilisation. Damit verband er die Analyse der Stellung der Geschlechter. Er hob die Epoche des Matriarchats hervor und untersuchte, wie in der übergangsperiode zur Klassengesellschaft das Patriarchat, die Vorherrschaft des Mannes, entstand und die Entmündigung und Unterdrückung der Frau über Jahrtausende die geschichtliche Wirklichkeit bis in die Zeit des Kapitalismus bestimmte.

Die von Marx aufgeworfene Frage nach der asiatischen Entwicklung oder asiatischen Produktionsweise klammerte Engels aus. Die griechisch-römische Entwicklung war ihm besser als die asiatische vertraut, und so ließ er, wie Morgan, auf die Urgesellschaft, auf die erste Hauptepoche der geschichtlichen Entwicklung (primäre Formation bei Marx) die Sklaverei als wesentliche üußerung der ersten Klassengesellschaft vor Feudalismus und Kapitalismus folgen. Engels unterschied innerhalb der zweiten Hauptepoche drei Epochen: „Die Sklaverei ist die erste, der antiken Welt eigentümliche Form der Ausbeutung; ihr folgte die Leibeigenschaft im Mittelalter, die Lohnarbeit in neuester Zeit. Es sind dies die drei großen Formen der Knechtschaft, wie sie für die drei großen Epochen der Zivilisation charakteristisch sind" (MEGA I/29, 111f. bzw. MEW 21, 170). Im Unterschied zu Marx (dessen letzte Vorstellungen er nicht kannte), war für Engels die dritte Hauptepoche die wiederum auf Gemeineigentum beruhende Gesellschaftsformation des Sozialismus/Kommunismus. Die Geschichtstriade in dieser Form ist also von Engels formuliert worden, während Marx die

Abfolge von Gesellschaftsformationen (im geschichtsphilosophischen Sinn) komplizierter, mindestens etwas anders auffaßte. Vollständige übereinstimmung bestand über Wesen und Umfang der ersten Gesellschaftsformation und darüber, daß aus der Krise des Kapitalismus auf höherer Ebene erneut eine auf Gemeineigentum beruhende Gesellschaftsformation hervorgehen werde.

Für die Bestimmung der Abfolge von Gesellschaftsformationen kam der Entwicklung in Europa eine erstrangige Rolle zu (Tjaden 1990, 1999). Die Studientexte von Marx und Engels belegen jedoch, daß beide das Problem der Abfolge von Gesellschaftsformationen als universalgeschichtliche Fragestellung ansahen. Die Herausarbeitung der urgesellschaftlichen Formation („primäre Formation") wäre ohne das Studium außereuropäischer Entwicklung nicht möglich gewesen.

Die Unsicherheiten der Terminologie und der Zuordnung von historisch-konkreten Gesellschaftstypen zu Formationen durch Marx und Engels gaben in der Folgezeit Anlaß für Vereinfachungen, Schematisierungen und unterschiedliche Hervorhebungen von Abfolgen von Gesellschaftsformationen. üußerungen von Marx und Engels zu Gesellschaftsformationen, oftmals isoliert behandelt, wurden z. T. in verschiedene Prokustesbetten gezwängt (dazu z. B. Hobsbawm 1998, 191ff.) Als gesichert darf gelten:

1. Für Marx und Engels war der Begriff „Gesellschaftsformation" ein geschichtsphilosophischer Begriff, der nicht mit den unterschiedlichen historischen Realitäten gleichgesetzt werden kann. Der Begriff „Gesellschaftsformation" dient als Orientierungsbegriff, um die Eigentums- und die unter den Bedingungen der Herrschaft des Privateigentums damit verbundenen Ausbeutungsverhältnisse zu charakteriseren, nicht um diese für alle Epochen und Regionen in Einzelheiten zu bestimmen.
2. Für Marx bestanden zwischen primärer und tertiärer Formation in der sekundären Formation (vorkapitalistische Eigentums- und Ausbeutungsverhältnisse) „die Reihe der Gesellschaften, die auf Sklaverei, Leibeigenschaft beruhen" (MEW 19, 404). Damit waren Parallelität der Entwicklung und isoliertes Nebeneinander von Gesellschaftstypen verbunden. Eine neue Qualität der Gesellschaftsformation entstand erst mit der Ausbildung des Kapitalismus.

Im Unterschied dazu entwickelte Engels eine Konzeption aufgrund seiner Kenntnisse, nach der Durchsicht der Exzerpte von Marx aus Morgan

(ohne Kenntnis der Sassulitsch-Briefentwürfe bzw. des Briefes). Auch der Druck politisch-agitatorischer Notwendigkeiten seiner Zeit spielte eine wesentliche Rolle (MEGA I/19, Einleitung, 9), um die vereinfachende, jedoch einsehbare Konzeption einer Geschichtstriade zu formulieren: Eine gesellschaftliche Großformation, die auf Gemeineigentum beruhte am Anfang der Menschheitsgeschichte, der eine Großformation folgte, die auf Privateigentum und Ausbeutung beruhte und die – in absehbarer Zeit – abgelöst werden mußte durch eine wiederum auf Gemeineigentum beruhende Großformation. Eine ähnliche Aussage hatte Morgan, bestimmt von ethisch-moralischen Erwägungen, bereits 1877 getroffen. Engels zitierte diese (MEGA I/29, 270f.).

Ein solches Konzept ließ es zu, die unterschiedlichen Konzeptionen über Geschichtsepochen, die auf den Kapitalismus als Endstufe der Geschichte zielten, als unzutreffend abzuweisen. Damit war und ist jedoch der Ablauf der historischen Realität auch im Verständnis marxistisch orientierter Historiker nicht durchweg erklärt oder geklärt (Herrmann, Kähn 1988).

Das von Engels im „Ursprung der Familie..." dargelegte Schema ökonomischer Gesellschaftsformationen wurde von Bebel ins seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus" weltweit im Zusammenhang mit der gesellschaftlich entrechteten Stellung der Frau und ihrer Unterdrückung in allen Klassengesellschaften verbreitet. Bebels Werk ist noch zu dessen Lebzeiten in 20 Sprachen übersetzt und in 53 deutschsprachigen Auflagen gedruckt worden (U. Herrmann 1987, 88). Im Ringen um die Gleichberechtigung der Frau wurden die Ideen beider Werke für die Arbeiterbewegung bestimmend und bewirkten Veränderungen in den Auffassungen über die gesellschaftliche Stellung der Frau. Lenin nahm die von Engels dargestellte Formationsfolge in seiner Arbeit „Staat und Revolution" als Grundlage für die Darstellung vorkapitalistischer Gesellschaftsformationen (Lenin, Werke Bd. 25, 398 u. a.).

In der Sowjetunion und in den von der Sowjetunion abhängigen Staaten wurde das von Engels dargestellte Konzept z. T. in vereinfachter Form Grundlage für die Verbreitung des Geschichtsverständnisses: Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus/Kommunismus. Selbst für Regionen, in denen weder Sklavereigesellschaft, Feudalismus oder Kapitalismus bestanden hatten, wurde diese „Abfolge" rekonstruiert. In der Lehrschrift über den Dialektischen und Histo-

rischen Materialismus von Stalin ist dieses Schema für Jahrzehnte als Dogma fest- und vorgeschrieben worden. Bei Kennern des Sachverhalts entstand frühzeitig Ablehnung dieser Schematisierung vorkapitalistischer Gesellschaftentwicklung. Diese fand unterschiedlichen Ausdruck, u. a. darin, daß der von Marx gebrauchte Begriff „asiatische Produktionsweise" gegen das offizielle Schema angeführt wurde. Immerhin war seit 1932 die „Deutsche Ideologie" und die darin enthaltene Problemdiskussion zugänglich, ebenso war die von Marx anders dargestellte Formationsfolge in der „Kritik der Politischen Ökonomie" bekannt. Die „Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie" wurden 1953 mit der Darstellung der Formen, die der kapitalistischen Produktion vorhergehn, veröffentlicht (Marx 1953, 375ff.). Auf dieser Grundlage wurde das offizielle Schema bereits 1957 in einer größeren Buchveröffentlichung infrage gestellt (Welskopf 1957).

Die mehrfachen, z. T. unterschiedlichen Ansätze von Marx und Engels standen zur Diskussion, um über die vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen begründete Vorstellungen zu erarbeiten. Die „asiatische Produktionsweise" wurde entgegen der bis in die Mitte der 50er Jahre herrschenden Vulgarisierung in der Behandlung der Formationsfolge als wesentlicher Forschungsansatz hervorgehoben (Welskopf 1957; Guhr 1969; Godelier 1970; Nikoforov 1971; Kacanovskij 1971; Herrmann, Kähn 1988, jeweils mit weiterer Literatur.) Nach wie vor wird andererseits die exegetische Richtung für die unterschiedliche Interpretation von Zitaten von Marx und Engels hervorgehoben, obwohl diese in der wissenschaftlichen Diskussion seit Jahrzehnten keine Rolle spielt (Wayand 1991).

Durch vergleichende Untersuchungen der realen Geschichtsabläufe konnten beachtliche neue Erkenntnisse gewonnen werden, die deutlich die Zusammenhänge zwischen der Geschichte von Einzelgesellschaften und der übergreifenden, die Geschichte von Regionen prägenden Formationen hervortreten ließen (Kacanovskij 1971; Wirtschaftshistorische Probleme 1971; Weltgeschichte 1977; Tökei 1977; Engelberg 1980; Njammasch 1981; Köpstein 1983; Müller-Mertens 1985; Küttler 1986). Unabhängig von der theoretischen Diskussion über Gesellschaftsformationen werden in der von zahlreichen Autoren aus aller Welt im Auftrag der UNESCO ausgearbeiteten „History of Humanity", von der bisher vier Bände erschienen sind, jeweils die unterschiedlichen Geschichtsregionen synchron und synoptisch dargestellt. In Bd. III wurde besonderer Wert gelegt auf die Ver-

schiebung der gesellschaftlichen Entwicklungszentren sowie auf die gesellschaftliche Gruppierung der auf Sklaverei beruhenden Gesellschaft im mediterranen Gebiet im Vergleich zu asiatischen und amerikanischen gesellschaftlichen Gruppierungen (Herrmann, Zürcher 1996).

In den internationalen Diskussionen spielten zwei weitere Fragen eine besondere Rolle: Das Problem revolutionärer Veränderungen im übergang von einer vorkapitalistischen Gesellschaft in eine neue Gesellschaftsform und die Rolle der Volksmassen in diesen Prozessen. Die Fragen wurden z. T. sehr gegensätzlich beantwortet. In mehreren Arbeiten wurde versucht, die objektive und subjektive Rolle der Volksmassen in den übergangsperioden von einer Gesellschaftsformation bzw. Gesellschaftsordnung in eine andere herauszuarbeiten. Die theoretische Grundlage ergab sich aus der Analyse der Interessen der verschiedenen sozialen Gruppen, darunter der breiten, in sich differenzierten Volksmassen und des Ringens um die Durchsetzung dieser Interessen. Die Auseinandersetzungen erfolgten z. T. in Aufständen und bewaffneten Kämpfen. Die daraus hervorgehenden neuen Verhältnisse ließen sich weitgehend als „Resultante" beschreiben (Rolle der Volksmassen, 1975, mit umfangreicher Diskussion; Evolution und Revolution, 1976; Herrmann 1989, dort jeweils weitere Literatur). Beispielhaft hatte Engels bereits derartige Bewegungen und deren Ergebnisse im übergang von der Sklavereigesellschaft zum Feudalismus in Teilen Europas in mehreren Arbeiten analysiert (MEW 19, 141ff.).

Entgegengesetzte Positionen nahmen bzw. nehmen andere Autoren ein, z. T. unter Berufung auf Marx und Lenin. Sie gehen davon aus, daß den Volksmassen in den vorkapitalistischen Klassengesellschaften keine gestaltende Rolle zukam. „Die Geschichte der schöpferischen Rolle der Volksmassen ist fast identisch mit der Geschichte der Menschheit. Fast! denn in den Millionen Jahren vor uns und den vielleicht Milliarden nach uns gibt es einen winzigen Zeitraum von vielleicht zehntausend Jahren, in denen die Volksmassen, in denen die Werktätigen im allgemeinen, nicht schöpferisch sind und es nicht sein können. Dieser Zeitraum umfaßt die Klassengesellschaften... Alles, was die schöpferische Formung der Gesellschaft, also die Geschichte betrifft, wird von den herrschenden bzw. den ausbeutenden, den sich das Mehrprodukt aneignenden Klassen vollbracht" (Kuczynski 1983, 7f.). In der nicht-marxistischen Literatur spielte diese Frage als theoretisches Problem keine Rolle, obwohl die großen Bauern-

bzw. Volksaufstände in China, Persien, Byzanz, Rom usw. z. T. sehr gründlich untersucht und deren Bedeutung für die Veränderung der Gesellschaftsverhältnisse herausgearbeitet wurde (Literaturnachweise dazu in Rolle der Volksmassen, 1975; Herrmann 1989).

Erst in den letzten Jahrzehnten wurde der Tatsache größere Aufmerksamkeit geschenkt, daß in weltgeschichtlich z. T. völlig isolierten Regionen etwa zur gleichen Zeit vergleichbare gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisse entstanden sind (De Laet 1994; Dani, Mohen 1996; Herrmann, Zürcher 1996). Die Forschungen zum Verhältnis von Biosphäre und Gesellschaftsformation zeigen, daß grundlegende Veränderungen in Gesellschaftsverhältnissen auch oder gerade wegen einschneidender ökologischer Veränderungen erfolgten (z. B. Tjaden 1990; Klix, Lanius 1999). Die theoretische, bereits von Marx und Engels begründete Erklärung ergibt sich aus der Tatsache, daß Grundlage jeder gesellschaftlichen Produktion die Auseinandersetzung mit den Naturgegebenheiten ist.

Die ökologischen Veränderungen hatten regional in Gesellschaften, die miteinander in engerer traditioneller Verbindung standen, gleiche oder ähnliche Auswirkungen auf die Veränderung von Gesellschafsstrukturen. Jedoch auch in voneinander isolierten Gesellschaften lassen sich vergleichbare Auswirkungen auf die gesellschaftliche Mobilität erkennnen. Teilweise aufgrund von kulturgeschichtlichen Verbindungen, jedoch auch unabhängig von solchen, sind z. B. synchrone Entwicklungen in der Gesellschaft und in der Kultur (Hervortreten der Bewässerungswirtschaft, von vergleichbaren Herrschafts- und Ausbeutungsmethoden, von Anfängen der Wissenschaften wie Astronomie, von Pyramidenbau usw.) in Teilen Europas, Afrikas, Vorderasiens, Ostasiens, Indiens, Mittel- und Südamerikas nicht zu erklären. Entsprechende gesellschaftliche, durchaus vergleichbare Reaktionen erfolgten, als sich um 700 v. u. Z. weltweit erhebliche Klimaveränderungen vollzogen und die Eisenmetallurgie als wesentlich neue Grundlage der Entwicklung der Produktivkräfte und der Herrschaftsverhältnisse sich durchzusetzen begann. Die Gesellschaften der „sekundären Formation" reagierten unterschiedlich auf diese Veränderungen, aber sie mußten reagieren. Eine vergleichbare einschneidende Klimaveränderung gab es im 5./6. Jh. u. Z. In großen Teilen Europas bildete sich die Feudalgesellschaft aus. In Indien, China und im vorderen Orient entstanden, z. T. begleitet von ausgedehnten Bauernaufständen, ebenfalls neu struktu-

rierte Gesellschaften, die von manchen Historikern ebenfalls als feudal bezeichnet werden. In allen Fällen hatten sie jedoch sehr spezifische Traditionen und Ausprägungen. Die Mannigfaltigkeiten waren Anlaß, die von Marx 1859 „in großen Umrissen" genannten asiatischen, antiken und feudalen Gesellschaftsformen insgesamt als vorkapitalistische Klassengesellschaft zu bestimmen, in der neben und nacheinander verschiedene Gesellschaftsgruppierungen aufkamen. „Marx wählte zur Selbstverständigung, bewußt in Anlehnung an die Formationsbestimmungen der Geologie, die Begriffe „primäre, sekundäre, tertiäre etc. Formationen". Diese abstrakten Begriffe sind für die Charakterisierung der Gesellschaftsabfolge wenig geeignet. Engels gebrauchte daher Begriffe, die nach dem historischen Inhalt gebildet wurden. Im Verlauf der Diskussion und nach Fortgang der historischen Untersuchungen in verschiedenen Regionen der Welt scheint es Marx nahezukommen, wenn man die von ihm benannte „sekundäre Formation" als „Großformation Patriarchalische Ausbeutergesellschaft" bezeichnet (Herrmann seit 1974). Die gemeinsame Grundlage war Privateigentum in verschiedener, z. T. sehr unentwickelter Form, aber auch lokal Gemeindeeigentum, das die Grundlage für die Ausbeutung der Dorfgemeinden durch die in Staaten unterschiedlicher Ausprägung organisierten Herrschenden, den eigentlichen Eigentümern der materiellen und menschlichen Ressourcen, bildete (Abb. 1).

Es lag Marx und Engels fern, die geschichtlichen Einzelgesellschaften in ein Schema zu pressen. Ihr Anliegen bestand in der philosophisch-historischen Zuordnung zu verschiedenen, z. T. voneinander isolierten Gesellschaftstypen zu Gesellschaftsformationen, ohne solche Zuordnungen als unabdingbar anzusehen. Die wesentliche Grundlage für alle entsprechenden philosophisch-historischen überlegungen blieb, wie Hobsbawm eindringlich darlegt, die Entdeckung der Grundzusammenhänge der geschichtlichen Entwicklung und Formierung, trotz mancher Ergänzungen durch neuere Forschungen, insbesondere zu vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen. „So kann ich nur meiner überzeugung Ausdruck geben, daß der Ansatz von Marx noch immer der einzige ist, mit dem sich die ganze Spanne der menschlichen Geschichte erklären läßt und der auch für die gegenwärtigen Diskussionen der fruchtbarste Ausgangspunkt ist" (Hobsbawm 1998, 202).

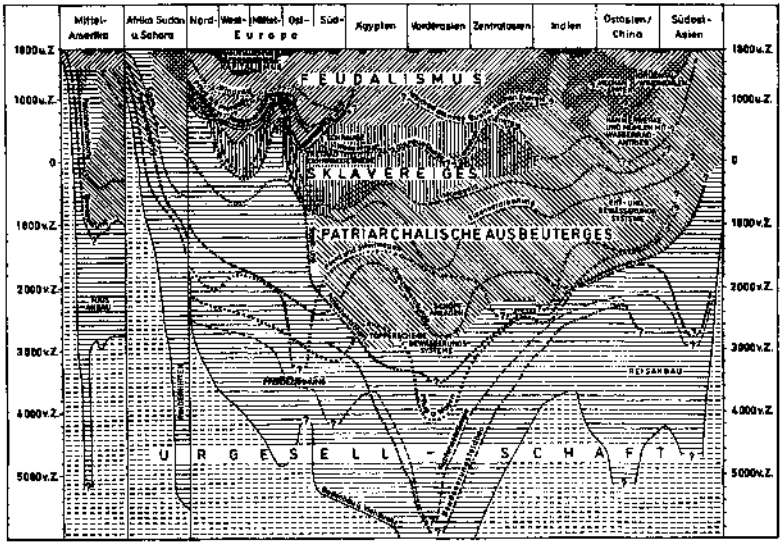

Abb. 1. Schematische Darstellung der Zunahme von bedeutsamen Entwicklungslinien der Produktivkräfte und der Gesellschaftsstrukturen (nach Herrmann 1986, S. 86).

Literatur

Bebel, A., Die Frau und der Sozialismus, in: Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 10. Mit einem Geleitwort von S. Miller, Bearbeiter A. Beske, E. Müller, München u. a. 1996.

Dani, A. H., Mohen, J.-P. (Hg.), History of Humanity, Vol. II. From the Third Millennium to the Seventh Century BC, Paris, London, New York 1996.

De Laet, S. J. (Hg.), History of Humanity, Vol. I, Prehistory and the Beginnings of Civilization, Paris, London, New York 1994.

Eichhorn, W., Formationsfolge und Produktivkraftentwicklung. Philosophische Betrachtungen zur Dialektik der Geschichte, in: Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit, Hg. Herrmann, J., Sellnow, I., Berlin 1982, S. 53–66.

Eichhorn, W., A Philospher's View of Revolutionary Epochs, in: Familie, Staat und Gesellschaftsformation, Hg. Herrmann, J., Köhn, J., Berlin 1988, S. 68–77.

Eifler, R., Fragen der Formationsabfolge in der vorsozialistischen Geschichte, in: Deutsche Zeitschr. f. Philosophie 21, H. 3, Berlin 1973, S. 309–325.

Engelberg, E., Probleme der gesetzmäßigen Abfolge der Gesellschaftsformationen. Betrachtungen zu einer Diskussion, in: Zeitschr. f. Geschichtsw. 22/2, Berlin 1974, S. 145–173.

Engelberg, E., Theorie, Empirie und Methode in der Geschichtswissenschaft, Berlin 1980.

Engelberg, E. u. Küttler, W. (Hg.), Probleme der geschichtswissenschaftlichen Erkenntnis, Berlin 1977.

Engels, F., Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. 1886. MEW 21, Berlin 1962.

Evolution und Revolution in der Weltgeschichte, Bd. 1. E. Engelberg zum 65. Geburtstag. Hg. H. Bartel, H. Helmert, W. Küttler, G. Seeber, Berlin 1976.

Godelier, M. (Hg.), Sur les sociétés précapitalistes. Textes choisis de Marx, Engels, Lénine, Paris 1970.

Goethe, J. W., Werke II. Abt., Naturwissenschaftliche Schriften, 3. Bd. „Zur Farbenlehre" Hist. Teil I, Weimar 1893.

Guhr, G., Karl Marx und theoretische Probleme der Ethnographie. Beih. z. Jahrb. d. Museums f. Völkerkunde zu Leipzig 26, Berlin 1969.

Harstick, H.-P. (Hg.), Karl Marx über Formen vorkapitalistischer Produktion. Vergleichende Studien zur Geschichte des Grundeigentums 1879–80. Quellen und Studien zur Sozialgeschichte Bd. 1. Internation. Inst. f. Sozialgesch Amsterdam, Frankfurt/New York 1977.

Hegel, G. W. F., Vorlesungen über die Geschichte der Philosopie, 1817–1830. Band I, II, III, Hg. G. Irlitz, Leipzig 1971.

Herder 1784 – J. G. Herder. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Hier zitiert nach: Herders Werke in fünf Bänden, Bd. 4, Weimar 1963.

Herrmann, J., Die Bedeutung Herders für die Wissenschaft von der Frühgeschichte der Menschheit für die Herausbildung von Forschungsrichtungen, in: Sitzungsber. d. ADW d. DDR 8 G, Berlin 1978, S. 23–34.

Herrmann, J., Die Theorie der ökonomischen Gesellschaftsformationen bei Karl Marx und in Friedrich Engels Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentum und des Staats", in: Ethnogr.-archäol. Zeitschr. 25, 1984a, Berlin, S. 202–228.

Herrmann, J., Historischer Materialismus und Menschheitsgeschichte, in: Marx-Engels Jahrbuch 7, 1984b, Berlin, S. 9 - 53.

Herrmann, J., Wege zur Geschichte. Ausgewählte Beiträge, Hg. B. Tesche, Berlin 1986.

Herrmann, J., Zum Problem der revolutionären Epochen in vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen. Sitzungsber. d. ADW d. DDR, 12 G, Berlin 1989.

Herrmann, J., Köhn, J. (Hg.), Familie, Staat und Gesellschaftsformation. Family, State and the Formation of Society, Berlin 1988.

Herrmann, J., Zürcher, E. (Hg.), History of Humanity, Vol. III, From the Seventh Century BC to the Seventh Century AD, Paris, London, New York 1996.

Herrmann, U., Engels Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" in der deutschen Sozialdemokratie 1884 bis 1895, in: Marx-Engels Jahrbuch 10, Berlin 1987, S. 65–102.

History of Humanity. Scientific and Cultural Development, Paris, London, New York. Bd. I, 1994, Bd. II, 1996, Bd. III, 1996, Bd. V, 1999.

Hobsbawm, E., Wieviel Geschichte braucht die Zukunft, München, Wien 1998.

Jürß, F. (Hg.), Geschichte des wissenschaftlichen Denkens im Altertum, Berlin 1982.

Kačanovskij, J. V., Rabovladenie, feodalizm ili aziatskij sposob proizvodstva? (Sklaverei, Feudalismus oder asiatische Produktionsweise?), Moskau 1971.

Klix, F., Lanius, K., Wege und Irrwege der Menschenartigen. Wie wir wurden, wer wir sind. Stuttgart 1999.

Köpstein, H. (Hg.), Besonderheiten der byzantinischen Feudalentwicklung, Berlin 1983.

Krader, L. (Hg.), The ethnological Notebooks of Karl Marx, Assen 1972.

Krader, L. (Hg.), Die ethnologischen Exzerpthefte von Marx, Frankfurt 1976.

Kuczynski, J., Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte. Sitzungsber. d. ADW. d. DDR 9 G, Berlin 1983.

Küttler, W. (Hg.), Marxistische Typisierung und idealtypische Methode in der Geschichtswissenschaft. Studien zur Geschichte Bd. 7. Zentralinst. f. Geschichte, Berlin 1986.

Küttler, W., Inhaltsbestimmung und Periodisierung von Gesellschaftsformationen in Marx' Briefentwürfen an Vera Zasulič (1881), in: Evolution und Revolution (s.o.), Bd. 1, Berlin 1976, S. 217–246.

Küttler, W., Lenins Formationsanalyse der bürgerlichen Gesellschaft in Rußland vor 1905, Berlin 1978.

Marx, K., Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1953.

Marx, K., Engels, F., Die deutsche Ideologie, in: MEW 3, Berlin 1969.

MEGA – Karl Marx, Friedrich Engels, Gesamtausgabe. Erste Abt., Bd. 29. Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, Berlin 1990.

MEW – Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Berlin 1956 ff.

Morgan, L. H., Ancient society; or researches in the lines of human progress from savagery through barbarism to civilization, London 1877.

Müller-Mertens, E. (Hg.), Feudalismus. Entstehung und Wesen. Studienbibliothek DDR-Geschichtswissenschaft Bd. 4, Berlin 1985.

Nikiforov, V. H. u. a., Problemy dokapitalisticeskich obscestv v stranach vostoka (Probleme vorkapitalistischer Gesellschaften in den Ländern des Ostens), Moskau 1971.

Njammasch, M., Untersuchung zur Genesis des Feudalismus in Indien, Berlin 1984.

Rolle der Volksmassen: Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen, Hg. J. Herrmann und I. Sellnow, Berlin 1975.

Ruben, W., Die gesellschaftliche Entwicklung im Alten Indien, Bd. IV. Die Entwicklung der Philosophie, Berlin 1971.

Sellnow, I., Grundprinzipien einer Periodisierung der Urgeschichte, Berlin 1961.

Tjaden, K. H., Mensch-Gesellschaftsformation-Biosphäre. Über die gesellschaftliche Dialektik des Verhältnisses von Mensch und Natur, Kassel 1990.

Tjaden, K. H., Das Problem der Progression gesellschaftlicher Formationen. Bemerkungen aus soziologischer und historischer Sicht, in: Topos. Internationale Beiträge zur dialektischen Theorie, Hg. H. Holz u. D. Losurdo, H. 13, Bielefeld 1999.

Tökei, F., Zur Theorie der Gesellschaftsformen. Antike und Feudalismus, Budapest 1977.

Varga, E., Über die asiatische Produktionsweise, in: Jahrb. f. Wirtschaftsgesch. IV, Berlin 1967, S. 181–204.

Wayand, G., Marx und Engels zu archaischen Gesellschaften im Lichte der neueren Theorie-Diskussionen, Koblenz 1991.

Welskopf, E. Ch., Die Produktionsverhältnisse im Alten Orient und in der griechisch-römischen Antike. Ein Diskussionsbeitrag, Berlin 1957.

Weltgeschichte: Weltgeschichte bis zur Herausbildung des Feudalismus. Autorenkollektiv, Ltg. I. Sellnow, Berlin 1977.

Werchan, I., Auf den Lesespuren von Friedrich Engels in Eugen Dührungs Buch „Konsens der National- und Sozial"konomie", in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung 11, Berlin 1982, S. 167–182.

Wirtschaftshistorische Probleme der antiken und der altorientalischen Gesellschaftsformation, in: Jahrb. f. Wirschaftsgesch. Teil II, Berlin 1971 (Sammelband anläßlich des 70. Geburtstags von E. Ch. Welskopf).

Dieter Metzler

„Achsenzeit"
Zur Entwicklung eines geschichtsphilosophischen Epochebegriffs für das Altertum

Der Begriff „Achsenzeit" erfreut sich heutzutage unter Historikern nicht gerade besonderer Wertschätzung. Daran änderte offensichtlich auch wenig die bisher fünfbändige Aufsatzsammlung, die S. N. Eisenstadt[1] dazu zusammentragen ließ, was wohl weniger an dessen einseitig weitgehend metaphysisch orientierter Ausrichtung auf das alte Israel liegt als – in Deutschland zumindest – an einer verbreiteten Abneigung regionalistischer historischer Spezialforschung gegenüber universalistischen Geschichtsbildern. Wo diese jedoch auftauchen – dankenswerterweise besonders unter der Obhut der UNESCO,[2] werden „achsenzeitliche" Phänomene zur Kennzeichnung einer „Umbruchzeit" herangezogen.

Herkunft des Begriffes und des Konzeptes:

KARL JASPERS, *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*, München 1949, 19–42: „Die Achsenzeit"

„Eine Achse der Weltgeschichte, falls es sie gibt, wäre empirisch als Tatbestand zu finden, der als solcher für alle Menschen gültig sein kann. Diese Achse wäre dort, wo geboren wurde, was seitdem der Mensch sein kann, wo die überwäligenste Fruchtbarkeit in der Gestaltung des Menschseins geschehen ist in einer Weise, die für das Abendland und Asien und alle Menschen, ohne Maßstab eines bestimmten Glaubensinhalts, wenn nicht empirisch zwingend und einsehbar, doch aber auf Grund empirischer Einsicht überzeugend sein könnte. ...[Sie] scheint nun rund um 500 vor Christus zu liegen, in dem zwischen 800 und 200 stattfindenden geistigen Prozeß. Dort liegt der tiefste Einschnitt der Geschichte. Es stand der Mensch, mit dem wir bis heute leben... (S. 19)

In dieser Zeit drängt sich Außerordentliches zusammen. In China lebten

Konfuzius und Laotse,entstanden alle Richtungen der chinesischen Philisophie, dachten Mo-Ti, Tschuang-Tse, Lie-Tse und ungezählte andere, – in Indien entstanden die Upanischaden, lebte Buddha, wurden alle philosophischen Möglichkeiten bis zur Skepsis und bis zum Materialismus, bis zur Sophistik und zum Nihilismus, wie in China, entwickelt, – in Iran lehrte Zarathustra... in Palästina traten die Propheten auf von Elias über Jesaias und Jeremias bis zu Deuterojesaias, – in Griechenland sah Homer, die Philosophen – Parmenides, Heraklit, Plato – und die Tragiker, Thukydides und Archimedes... In diesem Zeitalter wurden die Grundkategorien hervorgebracht, in denen wir bis heute denken, und es wuren die Ansätze der Weltreligionen geschaffen, aus denen die Menschen bis heute leben. In jedem Sinne wurde der Schritt ins Universale getan. Durch diesen Prozeß wurden die bis dahin unbewußt geltenden Anschauungen, Sitten und Zustände der Prüfung unterworfen, in Frage gestellt, aufgelöst... (S. 20f.)

Was der Einzelne erreicht, überträgt sich keineswegs auf alle. Der Abstand zwischen den Gipfeln menschlicher Möglichkeiten und der Menge wird damals außerordentlich. Aber was der Einzelne wird, verändert doch indirekt alle. Das Menschsein im Ganzen tut einen Sprung. Der neuen geistigen Welt entspricht ein *soziologischer* Zustand, der in allen drei Gebieten Analogien zeigt. Es gab eine Fülle kleiner Staaten und Städte, einen Kampf aller gegen alle, bei dem doch zunächst ein erstaunliches Gedeihen, eine Entfaltung von Kraft und Reichtum möglich war. In China war unter dem ohnmächtigen Reichshaupt der Tschou-Dynastie ein Leben der kleinen Staaten und Städte souverän geworden; der politische Prozeß war die Vergrößerung der Kleinen durch Unterwerfung anderer Kleiner. In Hellas und im vorderen Orient war ein selbständiges Leben der Kleinen, sogar zum Teil der von Persien Unterworfenen. In Indien gab es viele Staaten und selbständige Städte... Das menschliche Dasein wird als *Geschichte* Gegenstand des Nachdenkens... Schon im Anfang dieses Erwachens des eigentlich menschlichen Geistes ist der Mensch getragen von Erinnerung, hat er das Bewußtsein des Spätseins, ja des Verfallenseins. (S. 22f.)

Das Zeitalter, in dem dies durch Jahrhunderte sich entfaltete, war keine einfach aufsteigende Entwicklung. Es war Zerstörung und Neuhervorbringen zugleich... Als das Schöpfertum dem Zeitalter verlorenging, geschah in den drei Kulturbereichen die Fixierung von Lehrmeinungen und Nivellierung. Aus der unerträglich werdenden Unordnung erwuchs der

Drang zu neuer Bindung in der Wiederherstellung dauender Zustände. Der Abschluß ist zunächst politisch. Es entstehen gewaltsam durch Eroberung große, allbeherrschende Reiche fast gleichzeitig in China (Tsin Schi huang-ti), in Indien (Maurya-Dynastie), Im Abendland (die hellenistischen Reiche und das Imperium Romanum) ... Die am Ende der Achsenzeit erwachsenen Universalreiche hielten sich für die Ewigkeit gegründet. Doch ihre Stabilität war trügerisch... Nur die Vergegenwärtigung der Fülle historischer Überlieferung kann zu wachsender Klarheit der These führen oder zu ihrer Preisgabe. [Sie] ist nicht Sache eines kurzen Besuches. Meine Hinweise bedeuten Fragen und Aufforderung, es mit der These zu versuchen... *Die Jahrtausende alten Hochkulturen hören mit der Achsenzeit überall auf.* (S. 24f.)

[Deren] umfassende autoritäre Staatsbildungen und Rechtsschöpfungen sind für das Bewußtsein der Achsenzeit Gegenstände der Ehrfurcht und Bewunderung, ja des Vorbildes (so für Konfuzius, für Platon, aber derart, daß ihr Sinn in der neuen Auffassung verwandelt wird). (S. 26)

Vorläufer

Jaspers selbst zitiert (aO. 28) Ernst von Lasaulx, *Neuer Versuch einer Philosophie der Geschichte* (1856), 115 und Viktor von Strauß; *Lao-tse: Tao Te King* (1870), LXIV, die ihrerseits auf E. M. Röth, *Geschichte unser abendländischen Philisophie I* (1846), zurückgreifen konnten. Die epochale Bedeutung der Gleichzeitigkeit der bekannten großen Namen von Konfuzius über Buddha und Zarathrustra bis zu den griechischen Philosophen sahen – gelegentlich einander zitierend – eine ganze Reihe von Autoren: J. Burckhardt 1886 (1905), J. S. Start Glennie (1869), A. Brodbeck 1893, A. V. W. Jackson 1898, A. Wirth 1913, H. Rachel 1920², O. Menghin 1931, S. A. Cook 1936, F.-J. Teggart 1939, F. Altheim 1947, H. Freyer 1948, A. Weber 1950², O. W. von Vacano 1952 sowie A. Toynbee und I. Mumford, so daß J. Needham aus sinologischer Perspektive 1954 schlicht auf „die oft bemerkte Gleichzeitigkeit“ (*Science and Civil; in China I 99*) verweisen konnte.

Die Ehre der **Entdeckung der Gleichzeitigkeit und ihrer Bedeutung** aber gebührt ABRAHAM-HYACINTHE ANQUETIL-DUPERRON (1731–1805), dem Gründungsheros der Iranistik.[3] In seinem *Zend-Avesta, ouvrage de*

Zoroastre, Paris 1771, faßt er gestützt auf die Datierung Zarathustras ins 6. Jhd. v. Chr. und auf gute Kenntnisse der chinesischen Geschichte das in der ganzen Alten Welt zu beobachtende Phänomen mit den Worten: „DIESES JAHRHUNDERT, DAS ALS EINE BEMERKENSWERTE EPOCHE IN DER GESCHICHTE DER MENSCHLICHEN GATTUNG ANGESEHEN WERDEN KANN. DAMALS ALSO EREIGNET SICH IN DER NATUR EINE ART REVOLUTION, DIE IN MEHREREN TEILEN DER ERDE GENIES HERVORBRACHTE, DIE DEM UNIVERSUM DEN TON ANGEBEN SOLLTEN" (I 2,7). – Für die Aufklärung ist diese Verknüpfung von Natur und Revolution sehr bedeutend – charakteristisch auch der Vers des Revolutionsdichters P. D. E. Lebrun auf die Hinrichtung Louis Capets: „Republik, du wirst geboren, um das Universum zu rächen."[4]

Thesen zur Brauchbarkeit des Achsenzeit-Konzeptes

1.

Antequetils Entdeckeung der Gleichzeitigkeit der bedeutensten Geister in der später von Jaspers so genannten Achsenzeit ist im 18. Jahrhundert als ein Element humanistischer Aufklärung zu verstehen. Ausdrücklich betont er den Anspruch auf Gleichheit aller Menschen – Antiphons Gedanken aus der Achsenzeit selbt aufnehmend. Er spricht in einem Bilde, das auch der Aufklärer und Materialist Paul Thiry d'Holbach benutzt, vom Knoten, der den Bürger von Paris mit dem von Peking verbindet, fühlt sich der gegenseitigen Menschenliebe verpflichtet – ähnlich wie der Weltumsegler und Revolutionär Georg Forster sagen konnte, daß alle Völker Anspruch auf seinen guten Willen haben. Daß Anquetil im 18. Jahrhundert n. Chr. wie Antiphon im 5. Jahrhundert v. Chr. oder gar noch dessen altägyptisches Vorbild im 18. Jahrhundert v. Chr.[4] Einzelstimmen blieben, ist dabei weniger von Belang als die durch sie gegebene Möglichkeit, einmal Gedachtes zur Begründung legitimer Ansprüche späterer Generationen einzuklagen. Anquetil gibt übrigens seiener ausführlichen Kritik am (englischen) Kolonialismus in Indien auch darin Ausdruck, daß er 1778 seine *„Legislation orientale"*, die Rehabilitation des Orients gegenüber europäischen Vorurteilen, den „Völkern Hindustans" widmet – wohl im Anschluß an Rousseau (1754), der seinen *Discours* „der Stadt Genf und den Genfern" widmet, dann die früheste Buchwidmung an ein nunmehr sogar fremdes Kollektiv.

2.

Weder Anquetil noch Jaspers konnten für die Achsenzeit-Kultur einen einheitlichen, trotz größter Entfernungen real zusammenhängenden historisch-geographischen Raum annehmen. Doch lassen archäologischen Einzelfunde (Pasyryk im Altai als Knotenpunkt west-östlicher Kulturbeziehungen, ferner etwa Funde von chinesischen Seidenresten in Athen, Urartu und bei den Kelten oder wechselseitiger Austausch von Gerät-Ornamentik zwischen dem Balkan und China) sowie sprachgeschichtliche Argumente für Seidenbezeichnunegn und schließlich die sinnvolle Deutung von „Sinim" in Jesaja 49,12 als China (bzw. dessen so West-orientierter Teilstaat Qin) entsprechende Verkehrswege schon in der hier in Frage stehenden Epoche des 6. und 5. Jhds. v. Chr. aufscheinen. Ein entsprechendes Panorama ist in Gore Vidals Roman *Creation* (1981, deutsch 1986 unter dem Titel *Ich, Cyrus, Enkel des Zarathustra*) in verblüffend gut recherchierten Details als Fiktion nachzulesen. Der Vortragende befaßt sich seit längerer Zeit mit relevanten Kontakten über die frühen Seidenstraßen. Ein wenn auch zugegebenermaßen sehr dünnes und weitmaschiges Verkehrsnetz hatte sich in Teilbereichen partiell jeweils schon seit dem 3. Jahrtausend aufbauen können und wurde in der Achsenzeit nur durch die planvollen Entdeckungsreisen eines Pytheas, Hanno oder Skylax, allerdings längst vor Alexanders Eroberungszügen geographisch ergänzt. Es scheint bemerkenswert, daß auf die inzwischen reich belegten Handelskontakte des 3. und 2. Jahrtausends zwischen Mesopatamien und dem Indus-Gebiet in der Achsenzeit auch geistige Kontakte folgen können: das vom Perserkönig Dareios initiierte Gespräch zwischen Griechen und Indern über ihre jeweiligen Totenbräuche (Herodot III 38) oder die Erzählungen der buddhistischen Jatakas über die Baveru/Babylon-Fahrer. Die bekannten Lösungsvorschläge, Theorieangebote oder auch Zweifel der von Jaspers genannten Denker brauchen also in der Achsenzeit nicht als metaphysische Ereignisse im luftleeren Raum in Erscheinung zu treten, sondern können atwa auch durchaus von wandernden Händlern und/oder Religiösenganz handfest transportiert werden. Der archäologisch-historischen Beachtung von oft auch nur bescheidenen Einzelphänomenen kommt hier gerade auch insofern besondere Bedeutung zu, als die kanonischen Schriften der jeweiligen Kulturen über „Mitte der Welt"-Ideologeme und Barbaren-Verdikt ihre jeweilige Autochthonie und Besonderheit zu betonen pflegen – was von den entspre-

chenden akademischen Fächern unseres Wissenschaftsbetriebes nur allzu bereitwillig aufgegriffen wird.

3.

Die folglich spätestens in der Achsenzeit in Kontakt miteinander stehenden alten Hochkulturen vom Huangho über den Indus und Mesopotamien bis zum Mittelmeer hatten ihre formative Phase längst hinter sich. Ihre scheinbare Stabilität war die der „Megamaschine" (L. Mumford) und rief zugleich die „bittere Erfahrung der Zivilisation" (A. Toynbee) hervor. In Relation zu den Krisen dieser zentralen Gebiete stehen die Veränderungen an der Peripherie: in Israel, Iran und Hellas am Rande des alten Orients, bei den Nomaden im Norden und Westen Chinas. Diese „Barbaren" partizipieren an den und verwandeln zugleich die Errungenschaften der alten Zentren: Entstehung von Staat, Ware-Geld-Beziehungen, Spaltung in Klassen – etwa über die acculturation des élites.

4.

In den Randkulturen und unter den deklassierten Teilen der Eliten (Rittersöhne in China) in den Zentren kommt es zu einem bisher nicht gekannten Aufstieg der Intelektuellen – z. T. aus den Priester – und Kriegerkasten hervorgegangen, die sich neben ihnen (oder als über ihnen stehend sich selbst einschätzund – wie Xenophanes in Griechenland) entwickeln: „Hundert Schulen" in China, Gurus in Indien, Propheten in Israel, Philosophen und Literaten in Hellas. Sie unterstreichen ihre Ansprüche bzw. legitimieren ihre Positionen durch Wertschätzung der Individualität, Rationalität und Empirie, Ethisierung des Rituals durch Verinnerlichung („Erkenne dich selbst"). Als Erneuerer bemerken und analysieren sie die Krise der auf Asiatischer Produktionsweise beruhenden alten Form der Herrschaft. Entsprechende Bewältigungsversuche zielen partiell auf die Vermeidung von Herrschaft (durch Demokratisierung) und die Verdrängung von Priesterkasten (durch Opferverzicht). Verinnerlichung als Verlagerung der Konflikte führt zu Formalisierung (Klassik in Griechenland) oder Askese (bei Buddhisten un Pythagoräern).

5.

Wirkungen haben entsprechende Reformen in der Achsenzeit selbst zunächst oft nur punktuell – bei Eliten eben! Spätfolgen dagegen erreichen größere Menschenmengen: Über Verinnerlichung und Dogmatisierung – profan oder klerikal erzwungen – wird die auf Selbstverantwortung beschränkte Form der Krisenbewältigung als Ethisierung und Ästhetisierung genutzt – einerseits zur Stabilisierung der eben durch diese Phänomene gestärkten neuen Emanzipation des Individuums in Anspruch nehemen zu lassen.

6.

Insofern die marxistische Geschichtsauffassung von einer Entwicklung der Produktionsweisen ausgeht, hat das Konzept der „Achsenzeit“ nur auf den ersten Blick darin keinen Platz. Die charakteristischen Phänomene der Achsenzeit – soweit bisher erkennbar – sind weitgehend solche des Überbaus und zwar als Antworten auf Krisen der alten (Asiatischen) Produktionsweise – in deren jeweils besonderen Formen auch jeweils besondere, aber strukturverwandte Erklärungsmuster und Bewältigungsangebote erfordernd. Die durch die aufkommenden Ware-Geld-Beziehungen gesteigerte Möglichkeit der Sklavenhaltung und die ebenso damit verbundene Patriarchalisierung der Familie vertiefen die Spaltung der Klassen und Geschlechter = Unterdrückung. Diese gesellschaftlich-ökonomische Grenze ist es wohl, die auf einer Stufe der knappen Ressourcen die Reformversuche von intellektuellen Eliten, so umfassend sie auch formuliert sein mögen, an deren Eigeninteresse bindet. Die ökonomische Basis wurde nicht erweitert, auch weil eine Umverteilung der Produktionsmittel nicht angestrebt bzw. in Griechenland – durch Bürgereide etwa – ausdrücklich verboten wurde.

7.

Wie nach späteren „Revolutionen“ auch – um Anquetils Begriff aufzugreifen – wurden Forderungen der Achsenzeit wegen ihres tragischen „zu früh“ zu Reformen, die zunächst auf den geistigen Überbau beschränkt waren, die andererseits als solche dann aber über ihren Anspruch auf Einklagbarkeit die Entwicklung eines ständig wachsenden Teils der Menschheit in den vergangenen zweieinhalb Jahrtausenden mitgestaltet haben.

Schluß

Nicht weil sie für die jeweilige Einzelkultur formativ gewesen ist, die entsprechende Phasen liegen in den Hochkulturen des Alten Orients ja teilweise um Jahrtausende früher, ist von Achsenzeit zu sprechen, sondern weil die sie charakterisierenden Erscheinungen damals annähernd gleichzeitig auf vergleichbare Weise in einer wenn auch nur ansatzweise vernetzten Welt auf die zwischen Mittelmeer und Ostasien wahrgenommenen „Umbrüche" der Alten Hochkulturen antworteten

Fußnoten

1 S. N. Eisenstadt, *Kulturen der Achsenzeit* I–II, Frankfurt 1987–1992 – vgl. auch die Aufsatzsammlung von B. Schwartz, in: Daedalus 104, 1975, Heft 2 und die bemerkenswerte Einzelstudie von H. Roetz, *Die chinesische Ethik der Achsenzeit*, Frankfurt 1992.

2 *History of Humanity. Scientific and cultural developments, vol III: 700 BC to 700 AD*, hrsg. von J. Herrmann – E. Zürcher, Paris – London 1996.

3 Metzler, A. H. Anqetil-Duperron und das Konzept der Achsenzeit, in: Achaemenid Histry VII: Through Travellers Eyes, hrsg. von H. Sancisi-Weerdenburg – J. W. Drijvers, Leiden 1991, 123–133.

4 Metzler a. a. O. 126, Hephaistos 10, 1991, 106.

Peter H. Feist

Bildende Kunst am Ende des 20. Jahrhunderts
Anlässlich der Jahrhundertausstellung der Berliner Staatlichen Museen*

Von der Sache her lässt es sich nicht begründen, einer Bestandsaufnahme der bildenden Kunst in Deutschland nur deshalb besondere Aufmerksamkeit zu schenken, weil am 31. Dezember 2000 ein Jahrhundert unserer Zeitrechnung enden wird. Historische, sozio-kulturelle Handlungsverläufe hängen nicht vom irgendwann eingeführten System unserer Jahresnummerierung ab. Für alle geschichtswissenschaftlichen Debatten über Periodisierungen und Epochengrenzen ist das selbstverständlich. Ebenso wenig lässt sich begründen, weshalb ein Jahrhundert für die Kunstgeschichte so etwas wie eine Einheit mit einem eigenen Charakter sein solle. Trotzdem gibt es gegenwärtig in größtem Umfang bilanzierende Rückblicke,[1] und man spürt, wie die Auffassung wirkt, dass eine *Jahrhundertwende* ein – beispielsweise auch kunstgeschichtlich – bedeutsames Ereignis sei, nach dem – vorsichtig ausgedrückt – eine neue Situation herrschen wird. Das Denken in Jahrhunderten wurde in der Neuzeit zu einem praktikablen geistigen Gemeingut, und es darf nicht übersehen werden, dass es als solches auch Folgen für das Verhalten der Menschen hat. Als Bewusstseinsinhalt beeinflusst es den Fortgang des – z. B. künstlerischen – Geschehens. Künstler, zumindest viele, meinen genauso wie Nicht-Künstler, dass sie im neuen Jahrhundert irgendetwas anders machen müssten. Und auch wenn keine einzige ernsthafte Behandlung der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts ihr Material strikt mit dem Jahr 1901 einsetzen lässt, gibt dennoch allein die suggestive Kennzeichnung von Gegenständen oder Vorgängen als „frühes 20.Jahrhundert" diesen ein Aroma von Anfänglichem oder Jugendfrischem. Ebenso suggestiv fühlen wir uns heute von einer „späten" Kunst des ausgehenden, endenden 20. Jahrhunderts umgeben und halten Ausschau nach einem neuen Anfang.

* Vortrag vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät am 21.9.1999; überarbeitete Fassung

Das trifft auch auf die Berliner Ausstellung „Das XX. Jahrhundert: Ein Jahrhundert Kunst in Deutschland" zu, die der Anlass zu meinen Überlegungen war.[2] Ich beabsichtige hier keine Rezension dieser mehrteiligen, gewichtigen und wichtigen Ausstellung, wohl aber die Ermunterung, sie anzuschauen und kritisch zu reflektieren. Viele bedeutende Werke in ihr und viele Probleme der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts erörtere ich überhaupt nicht, weil mein Thema nur die Situation am *Ende* dieses Jahrhunderts ist.

Meine Ausführungen gelten drei Problemen:

Erstens ist auf die bedeutsame Rolle des Mediums „Ausstellung" für den Verlauf der Kunstgeschichte im 20. Jahrhundert einzugehen.

Zweitens will ich, wie gesagt, den Zustand der bildenden Kunst in Deutschland am *Ende* dieses Jahrhunderts skizzieren und nur versuchen, wenigstens einige Ursachen für ihn zu benennen.

Drittens ist zu fragen, ob die Kunstwissenschaft auch begründete Voraussagen über die *weitere* Entwicklung machen kann. Im frühen 20. Jahrhundert hatten mehrere Kunsthistoriker und Verlage den Mut, umfängliche Bücher über „die Kunst des 20. Jahrhunderts" herauszubringen, als von diesem Jahrhundert erst etwa ein Viertel verstrichen war.[3] Es war in der Tat unübersehbar, dass zufällig in den Jahren um 1900 tiefgreifende Veränderungen der Gestaltungsweisen, ja der ganzen Existenz der Kunst eingetreten waren. Fortschrittsoptimistisch meinten viele, dieses Neue werde so bleiben, und wollten es nach Kräften fördern. Ist das auch jetzt der Fall?

Das Ausstellen von Kunst

Gemälde, Skulpturen, Zeichnungen usw. müssen angeschaut, d. h. sichtbar, also aus- oder aufgestellt werden. Auch ihre immer häufiger, besser und meinungsbildend wirksamer gewordene Abbildung in Printmedien und neuerdings im Fernsehen erfolgt fast ausschließlich erst auf Grund von Ausstellungen. Die Geschichte des Ausstellens wie des z. B. musealen Sammelns von Kunst ist längst ein wichtiger Forschungsgegenstand geworden, zumal der Einfluss des Ausstellens auf den Verlauf der neueren Kunstentwicklung immer offensichtlicher wurde.[4]

Selbstverständlich gibt es eine Stufenleiter der Wirksamkeit von klei-

nen Ausstellungen in einer kleinen Kunsthandlung, einem ad hoc gemieteten Raum oder einer Künstlerwohnung bis hin zu Großveranstaltungen renommierter Institutionen. Im Rückblick werden diese Unterschiede gern verwischt.[5] Die ersten Präsentationen von solchen Neuerungen, die sich in der Folgezeit durchsetzten, werden verklärt, auch wenn sie zunächst nur geringe Resonanz fanden. Was in der Folgezeit – aus welchen Gründen auch immer – keinen oder nur geringen Erfolg hatte, fällt dem Vergessen anheim oder wird allenfalls verspottet. Für *Gesamtbilanzen* der Kunstanschauungen und -bedürfnisse, die einzelne kulturhistorische Situationen gerade in ihren aufschlussreichen Widersprüchen charakterisieren würden, findet sich noch zu wenig Interesse. Unter der Flagge eines vermeintlich fraglosen Qualitätsbegriffs, der in Wahrheit stets subjektiv und historisch bedingt bleiben muss, und einer weihevollen, aus idealistischer Tradition herrührenden Verklärung des Kunstwerks, die kunsttheoretisch wie kunstpraktisch eigentlich längst abgetan ist, wird die gemeinsame Präsentation von „guten" und „schlechten" Werken vermieden. Andernfalls wird sie prompt attackiert, wie es jetzt der Berliner Ausstellung widerfuhr, weil sie – völlig zu Recht – die Existenz von NS-Kunst wenigstens anzudeuten wagte.[6] Mir erscheint die Auffassung absurd, dass Bilder nicht auch im Original konfrontiert und verglichen werden dürften, deren Abbildung nebeneinander in Büchern längst gang und gäbe ist. Allgemeinhistoriker, die Kunstwerke nur als *eine* Art von Kulturzeugnissen unter anderen behandeln, stellen solche Konfrontationen ungerührt und unangefochten aus.[7]

Zu den folgenreichsten Kunstausstellungen gehörte die sog. Jahrhundertausstellung der Berliner Nationalgalerie von 1906, auf die sich deren jetzige Ausstellung begreiflicherweise beruft. Neben Gemeinsamkeiten bestehen wichtige Unterschiede zwischen beiden Unternehmungen. Die Ausstellung von 1906 „Ein Jahrhundert deutscher Kunst, 1775–1875"[8] behandelte ihren Stoff aus einem Abstand von dreissig Jahren zum jüngsten Objekt und vollzog eine einschneidende Umwertung der deutschen Kunst des behandelten Zeitraums. Vieles, das vor allem an dessen Ende hoch gepriesen worden war, wurde radikal abgetan; statt dessen wurden unbekannte, mittlerweile vergessene oder geschmähte Künstler energisch hervorgehoben. Obwohl diese Umwertung in Büchern und Aufsätzen bereits angelaufen war,[9] besiegelte erst die große Ausstellung ein Kunstgeschichtsbild und ein Werteprofil, die danach jahrzehntelang kaum erschüttert wurden und bis

heute die Oberhand behielten. Die Ausstellungsmacher wollten die von ihnen geschätzte neueste Kunst, Impressionismus und auch Symbolismus, die sie in dieser Ausstellung gar nicht zeigten, durch die Präsentation einer Ahnenreihe legitimieren. Eine Ironie der Geschichte besteht darin, dass zu diesem Zeitpunkt bereits die allerneueste Kunstauffassung, die mit dem Impressionismus entschieden brechen wollte, auf den Plan getreten war. Im Jahr zuvor hatten die jungen Maler der Dresdener Künstlergruppe „Brücke" in einer kleinen Leipziger Kunsthandlung erstmals ihre später expressionistisch genannten Arbeiten gezeigt, und einige ähnlich Malenden, die im stärker beachteten Pariser Herbstsalon Aufsehen erregten, bekamen von einem empörten Feuilletonisten den Spottnamen „Wilde" (oder eigentlich „wilde Tiere", *Fauves*) angehängt. Damit war eine *andere* für das 20. Jahrhundert maßgebliche Gestaltungstendenz als die der Berliner „Jahrhundertausstellung" eröffnet.

Die jetzige Jahrhundertausstellung bilanziert das *eigene* Jahrhundert noch vor dessen Ende und nicht mit zeitlichem Abstand. Sie berücksichtigt zu Recht, wenn auch in einer unscharf bleibenden Auswahl, den neuen Grad von Internationalität, den im 20. Jahrhundert die Kunstentwicklungen angenommen haben. Sie wartet nicht mit Überraschungen und Neubewertungen auf, sondern bekräftigt eine bestimmte und die Kunstszene seit langem bestimmende Konzeption von Kunst des 20. Jahrhunderts, mithin auch die eigene Ankaufstätigkeit. Sie versucht, am Kunstschaffen im 20. Jahrhundert einen inneren Zusammenhang aufzuweisen, der über den anhaltenden wortreichen Streit um Moderne und Postmoderne hinweg *gemeinsame* Besonderheiten wichtiger nimmt als widersprüchliche *historische* Entwicklungen und vor allem als die Vielfalt *konkurrierender, alternativer* Bestrebungen.

Damit wird ein bestimmter jetzt erreichter Zustand des Kunstschaffens gleichsam ans nächste Jahrhundert zur Fortsetzung weitergereicht. Bei dem Gewicht, das eine groß angelegte Jahrhundertausstellung besitzt, die in der hauptstädtischen Nationalgalerie und ihren Partnern Kupferstichkabinett, Kunstbibliothek und Kunstgewerbemuseum, allesamt Museen von Weltrang, stattfindet, erhöhen sich Ansehen und also auch Marktwert der für die Ausstellung ausgewählten Künstler bzw. Werke und wird den nicht ausgestellten Künstlern die Entwicklung ihrer Konzeptionen erheblich erschwert. Das hat sich seit den Pariser „Salons" im 18. und 19. Jahrhundert und den Gegenausstellungen zu ihnen nicht grundsätzlich geändert, nur zugespitzt.

Gestaltungsweisen

Auch im Vergleich mit anderen Ausstellungen der letzten Jahre,[10] mit der Sammeltätigkeit von Museen, mit der Plazierung von bildender Kunst in der Lebensumwelt öffentlicher oder halböffentlicher Räume[11] und mit entsprechenden Publikationen[12] ergibt sich, dass die jetzige Jahrhundertausstellung ein zutreffendes Bild von den *Dominanten* des aktuellen Kunstschaffens und Kunsturteils in der marktwirtschaftlich fundierten, parlamentarisch-demokratisch regierten Gesellschaft Deutschlands, ja der „westlichen" Welt vermittelt. Wie es die Jahrhundertausstellung von 1906 tat, „erklärt" sie diese Situation durch „Ahnenreihen".

Ich möchte die jetzt anzutreffenden Gestaltungsweisen kurz aufzählen, einige damit verbundene inhaltliche Probleme andeuten und wenigstens sporadisch auf die Geschichtlichkeit der Phänomene eingehen. Analysen einzelner Werke, ein Eingehen auf Individualität und Entwicklung einzelner Künstler und die Diskussion von dazu vorliegender Literatur sind im Rahmen dieses Vortrags unmöglich. Es wird rasch deutlich werden, dass sich die Gestaltungstendenzen – neben sehr divergenten Bestrebungen – oft nicht scharf unterscheiden lassen, dass sie sich häufig in einem und demselben Werk überschneiden, und dass viele Künstler sogar gleichzeitig ganz unterschiedlich arbeiten. Ich bin auch der Ansicht, dass *nach* den 60er Jahren keine *grundsätzliche* Neuerung mehr zu Tage trat, mit Ausnahme des Gewichts neuer Medien. Der Kunsthistoriker Hans Belting spricht für die Zeit seit den 60er Jahren von der „lebendigen Moderne, die unsere eigene Moderne bildet, auch wenn wir sie als 'Postmoderne' bezeichnen..."[13] Übrigens sahen wir seinerzeit auch für die von ihm nicht reflektierte Kunst in der DDR in den 60er Jahren etwas Neues anheben.[14]

Die seit der letzten Jahrhundertwende aufgetretenen Tendenzen, die herkömmlichen Gattungen und Verfahren der Malerei wie der Zeichnung und Druckgrafik und der Plastik auch technisch und in der Materialverwendung aufzubrechen, zu erweitern[15] und mit etwas anderem zu verquicken, nahmen in der zweiten Jahrhunderthälfte erheblich zu. Dazu zählt sehr Verschiedenes.

Das Eine ist die Einbeziehung oder Benutzung von ungewöhnlichem, bisher „kunstfremdem" Material und besonders von „gefundenen" Objekten, seien es bereits praktisch gebraucht gewesene Dinge oder Naturgegen-

stände. Aus dem geradezu zaghaften Einkleben von Tapetenresten oder Ähnlichem in kubistische Gemälde seit 1912 sind längst die „Fettecken" und Anderes bei JOSEPH BEUYS geworden. Diesem Künstler räumt die Ausstellung in allen ihren Teilen einen zentralen Platz ein. Er hat in der Tat mit seiner exzentrischen Phantasiefülle und Radikalität in der Anwendung von vielerlei verblüffend neuen Praktiken die Kunst in Deutschland stärker „aufgemischt" als irgendjemand sonst. Dabei war seine Vorstellung vom *Ende des 20. Jahrhunderts*, wie er sie schon 1982–83 in mehreren Fassungen eines Feldes von nur geringfügig bearbeiteten Basaltblöcken manifestierte, eher düster als zuversichtlich.[16] Verglichen mit seinen Arbeiten sind die Ausschüttungen von *Papierhaufen* durch seinen Schüler RAINER RUTHENBECK von 1970 oder 1979[17] oder die neueren ironischen Installationen *112:104* von OLAF METZEL,[18] die die Demolierung eines Basketball-Stadions durch enttäuschte Fans abbilden, nichts Neues. Auch METZEL baute die Elemente seines Objekts seit 1991 bei jeder Ausstellung etwas anders zusammen. Es gehört zu den wichtigen Merkmalen der neuesten Kunst, dass Autoren keine end-gültige Werkgestalt festlegen.

Eine weitere Tendenz besteht in verschiedenartigen Kombinationen von Bildern mit geschriebenen Wörtern oder zumindest Buchstaben wie auch Ziffern, schließlich Wort oder Zahl „als Bild" bzw. umgekehrt „visuelle" oder „konkrete Poesie". Das ist teils eine sehr alte Praxis, teils im frühen 20. Jahrhundert in neuen Formen wieder aufgetaucht. In jüngerer Zeit können daraus geradezu besessen anmutende, endlose Schreib- und Zählarbeiten werden (beispielsweise von dem in Frankreich lebenden Polen ROMAN OPALKA, der seit 1965 nur die aufeinander folgenden Zahlen aneinandergereiht aufmalt[19]), oder auch laufende Leuchtschriften, die etwas aus der Alltagsrealität von Reklame und Information, allenfalls ironisch gebrochen, zu Kunst umdefinieren.

Die Laufschriften leiten über zu den verschiedenen Methoden der Verwandlung des stillstehenden Bildes in dessen eigene Beweglichkeit. Ihr schließt sich die Verwandlung des Bildes in theatrale Handlungen, sei es der Autoren, sei es eines mitspielenden Publikums an, die von der 1962 „Fluxus" (von lateinisch *fluere*, fließen) getauften Bewegung eingeleitet wurde, zu der auch BEUYS stieß.[20]

Besonders verbreitet sind die in der Lebenswirklichkeit allgegenwärtig und übermächtig gewordenen neuen technischen Möglichkeiten zur Bild-

Erzeugung: Fotografie, Film, Fernsehen, computergenerierte Bilder. In Auswahl will ich nur auf einige Verfahren hinweisen, die über die vertraute Fotomontage[21] hinausgehen. Der Koreaner NAM JUNE PAIK, der viel in Deutschland gearbeitet hat, führte vor Jahrzehnten die „Video-Skulptur" ein, die schließlich mit immer mehr gleichzeitig vor uns ablaufenden disparaten Bildsequenzen die Informationsmassierung im Fernsehen als nichtrezipierbar denunziert.[22] KATHARINA SIEVERDING vergrößert Fotos ins wandbildartig Riesige und reproduziert sie auf Stahlplatten, um z. B. in *Weltlinie XV* (1999) das nur unscharf einzufangende Bild eines „Tarnkappenbombers" als unklare Bedrohung erscheinen zu lassen.[23] Ob die aufklärende und emotionale Wirkung anders oder gar nachhaltiger ist, als die „normale" Medieninformation über die Existenz solcher Flugzeuge und über die amerikanische Militärpolitik möchte ich bezweifeln. Generell reproduzieren oder registrieren viele Darstellungen nur etwas Bekanntes, suchen allein durch Großformate oder serienmäßige Häufung ihre Mitteilung auffälliger zu machen. Das gilt für die digital bearbeiteten Porträtfotos *Face Codes* (1998/99) von ANDREAS MÜLLER-POHLE, die aus Individuen künstliche Stereotype machen,[24] wie u. a. für Serien von *Seestücken* (1970) von GERHARD RICHTER,[25] zu dessen vielen bildnerischen Verfahren auch das Nachmalen von eher zufällig erscheinenden Fotos gehört. Eindringlicher erscheint mir, was CHRISTIAN BOLTANSKI unter anderem tut. Er ist auch ein Sammler von Dingen, was gleich zu erwähnen sein wird. Der – nach seinen eigenen Worten – „Jude, katholischer Erziehung aus Malakoff, erst dann...Franzose aus Paris",[26] der auch ungemein kluge, sich ständig widersprechende Definitionen von gegenwärtiger Kunst formuliert hat, ließ aus einem alten Klassenfoto jüdischer Wiener Gymnasiasten die durch Vergrößerung unschärfer gewordenen Einzelgesichter zu einem Zeichen werden, das die Auslöschung interpretiert, die den Abgebildeten später – möglicherweise – angetan wurde.[27] Am konsequentesten ist die in den letzten Jahren endgültig vollzogene Aufnahme der Fotografie selbst in den Kreis der Gattungen von bildender Kunst. Auch hier können das Großformat und die technischen Errungenschaften extremer Weitwinkel wie bei ANDREAS GURSKY (*Singapore Stock Exchange, I*, 1997)[28] die beklemmende Eindringlichkeit von Bildern steigern. Ich möchte festhalten, dass hier die Eigenbedeutung des erfassten Gegenstands und die subjektive gestalterische Leistung durch Wahl des Blickpunkts grundsätzlich das selbe Verhältnis

eingehen wie bei realistischer Malerei. Dieser gegenüber hat andererseits das alte Schmähwort „Fotografismus" an Kraft verloren.

Der Übergang zu einer weiteren Tendenz ist fließend, auch wenn das Medium wechselt. Gemeint ist die zum Sammeln und Dokumentieren – mit einer immer zurückhaltender werdenden Bewertung. Erst vor kurzem wurde das in einer international besetzten Wanderausstellung eindrucksvoll vorgestellt: „Deep Storage – Arsenale der Erinnerung: Sammeln, Speichern, Archivieren in der Kunst".[29] Es gehört zu den vertrauten Anliegen der Kunst, sowohl entschwindende Gegenwart zu bewahren, als auch Vergangenheiten wieder hervorzuholen. Heutzutage tritt das auch in den Formen auf, Dinge einfach aufzuheben oder außerkünstlerische Verfahren des Speicherns abzubilden oder zu imitieren. DIETER ROTH hat von 1970 bis zu seinem Tod 1998 vorgeblich alles, was sich in seinem Maleratelier „ablagerte", dort belassen – „Wunder –" oder Folterkammer eines zeitgenössischen Lebens.[30] BEUYS „versiegelte" 1972 Filmrollenbüchsen zu einem verzinkten Objekt,[31] ANSELM KIEFER bildete Aktenarchive in Blei nach.[32] Andere holen ausgediente Karteikästen in die Ausstellung,[33] füllen wie GERHARD RICHTER in *Atlas* (1962–96)[34] ganze Räume mit Brief- und Fotosammlungen oder Kleidungsstücken,[35] die Biografien dokumentieren sollen, usw., usf. RAFFAEL RHEINSBERG strebt immer wieder danach, Fundstücke gleicher Art in geordneten Mustern zu präsentieren, nicht im Chaos untergehen zu lassen. Ein neues Beispiel sind ausrangierte, teilweise traditionell ornamentierte Schamottsteine, deren Sammlung RHEINSBERG den rätselhaft-assoziativen Titel *Die Antike kennt uns nicht* (1999) gab.[36]

Ich sehe in der auffälligen Vorliebe für das *Erinnern* an Vergangenes inhaltlich einen Zusammenhang mit dem Aufgeben von Zukunftsutopien wie auch mit dem Fortbestehen, bzw. Wiederaufleben der lange Zeit geschmähten Historienmalerei und des Setzens von Denkmälern. Das Nachdenken über die kulturelle Bedeutung von Erinnern bzw. Gedächtnis gewann außerdem in allen kunstwissenschaftlichen Disziplinen eine hervorragende Bedeutung. Darin eingebunden ist, dass man sich in den 60er Jahren wieder auf die theoretisch-methodischen Pionierleistungen des Kunsthistorikers Aby Warburg seit den 1890er Jahren zu besinnen anfing.[37] Heute spricht man u. U. direkt von „Memoria *als* Kultur".[38]

Insoweit noch von Malerei, Zeichnung, Druckgrafik und Plastik in ver-

trauter Weise die Rede sein kann, überwiegt die schon erwähnte Neigung zu übergroßen Formaten oder eben zu ausufernden Serien und konkurrieren gestalterisch zwei gegensätzliche, aber gemeinsam retrograde Tendenzen: „Primitivismus" oder „Archaismus", d. h. ein ostentatives Zurückgehen auf „wilde" Gestaltungsweisen *vor* dem Erreichen von entwickelteren Standards, die weithin als verbindliche Maßstäbe gegolten hatten, und andererseits oft eher rationalistisch und technoid anmutende Reduzierungen auf möglichst karge, minimale, „elementare" Gestalten. Primitivismus war schon am Jahrhundertanfang eine wichtige Neuerung;[39] die minimalistischen „primary structures" kamen erst in der zweiten Jahrhunderthälfte stärker zum Tragen. Für das Eine mag für die Gegenwart auf Künstler wie A. R. PENCK, GEORG BASELITZ und ANSELM KIEFER hingewiesen werden. PENCK, eigentlich RALF WINKLER, begann in der „inoffiziellen" Kunstszene der DDR seine Zeichensprache auszubilden.[40] BASELITZ, eigentlich GEORG KERN aus Deutschbaselitz in Sachsen, floh aus der Künstlerausbildung in der DDR und arbeitet u. a. auch als Holzbildhauer, wofür übergroße, blutrot akzentuierte *Torsi* von 1993 Beispiele sind.[41] KIEFER ist u. a. seit den 70er Jahren malend, dann plastisch mit den Schrecken der Geschichte beschäftigt.[42] Für das Andere verweise ich beispielsweise auf IMI KNOEBEL. Aus zusammengeklebten farbigen Streifen unterschiedliche *Portraits* (1990–98)[43] von beträchtlicher Größe zu machen, erscheint mir allerdings oberflächlicher zu bleiben als es vor Jahrzehnten PIET MONDRIANS beharrliches, philosophisch-idealistisches Streben nach Ikonen einer spannungsvollen Ausgewogenheit der elementarsten Formen und Farben war.[44]

Für die Situation am Jahrhundertende blendet die jetzige Jahrhundertausstellung einige Gestaltungsweisen ganz oder weitgehend aus. Dabei setzen sich sehr bemerkenswerte Künstler malend oder plastisch auf ganz persönliche Weise ernsthaft mit dem Erscheinungsbild der Realität auseinander, wofür etwa HARALD METZKES nur als einer neben ganz anderen erwähnt sei.[45] Wieder andere wenden das Verfahren der Montage auch in der Malerei an, in Simultanbildern, wie es einst HEINRICH VOGELER initiierte und in jüngerer Zeit, seit den 60er Jahren, WILLI SITTE und BERNHARD HEISIG zu neuer, bedeutender Tragfähigkeit führten. HEISIGS Bild *Beharrlichkeit des Vergessens* (1977)[46] wurde unbegreiflicherweise nicht ausgestellt, obwohl es im Katalog ist und einem Raum der Ausstellung

die nun gar nicht mehr zutreffende Überschrift gab. SITTES *Die rote Fahne – Kampf, Leid und Sieg* (1976), ehemals im Berliner Palast der Republik, schließt eher katastrophisch als siegreich.[47] Schließlich wird mit stilistischen Reminiszenzen an neuzeitliche, nachrenaissancistische Malerei operiert, worin der Einzelgänger WERNER TÜBKE wahrlich Singuläres leistet.[48] Gewiss vertritt heute nur eine Minderheit unter den Künstlern, die auf der Kunstszene mitspielen wollen, derartige Konzeptionen. Das ergibt aber kein ausreichendes wissenschaftliches Argument für ihre Ignorierung, weil andere, auch nur von wenigen Künstlern vertretene Positionen und individuelle Sonderleistungen oder Sonderbarkeiten sehr wohl Aufmerksamkeit erfahren. Nicht kunsttheoretisch, sondern nur kunstpolitisch und marktstrategisch oder allenfalls als subjektives Geschmacksurteil lässt sich erklären, wenn ein solches Arbeiten an der menschlichen Figur, wie es beispielsweise WIELAND FÖRSTER[49] oder ganz anders WERNER STÖTZER[50] leisten, als irrelevant ignoriert wird, während andererseits etwa das irritierend verfremdete, naturalistisch modellierte Doppelporträt von PIA STADTBÄUMER *Sabine ohne Linken Fuß, Sabine ohne Rechten Fuß, verbunden* (1995) als ein „Zeichen unserer stückhaften Existenz" gelten darf.[51]

Ursachenforschung

Um die gegenwärtige Situation zu erklären, müssen der Beschreibung der Gestaltungsweisen Gesichtspunkte hinzugefügt werden, die uns in die Bereiche des herrschenden geistigen Klimas, der Welt-Anschauung, der Lebensweise, der gesellschaftlichen Strukturen und der Politik hinüberführen, und muss das Einwirken der allgemeinen Geschichte auf die Gestaltsuche der Künstler bedacht werden.

Veränderungen in den Gestaltungsweisen, die man früher Stilgeschichte nannte, vollziehen sich zunächst dadurch, dass Künstler einzelne oder auch sehr grundsätzliche Formprobleme ihrer Kunstgattung, auf die sie stoßen, und die sie von ihren Lehrern oder Vorgängern unbefriedigend gelöst finden, weiter verfolgen – oder auch rebellisch verwerfen. Das ist kaum anders als in der wissenschaftlichen oder technologischen Tätigkeit. Die „formalistische" Stilgeschichtsschreibung und Kunsttheorie hat das richtig erkannt und sich darauf konzentriert. *Welche* Formprobleme sich in den Vorder-

grund stellen, wird aber entscheidend von dem geistigen Klima und der gesamten, viel mehr als die Kunst umfassenden Problemkonstellation bedingt, in denen die Künstler gemeinsam mit ihren anderen Zeitgenossen leben und ihrer spezialisierten Arbeit nachgehen. Gegenüber dieser Situation können sie sich grundsätzlich nach freier Entscheidung verhalten. Ihre Formentscheidungen strikt durch „Klassenstandpunkte" determiniert zu verstehen, ließ sich als Erklärungsmuster nicht aufrecht erhalten. Allerdings wird das, was die Künstler tun und produzieren, nur dann von anderen beachtet und kann also letzten Endes erfolgreich sein, wenn es Vorstellungen, Bedürfnissen, Hoffnungen oder Ängsten von Adressaten der Kunst nahekommt. So sind es die Rezipienten, die je nach dem Grad der Verfügungsgewalt, die sie über Kunstveröffentlichung und -verbreitung haben, über die Erfolgschancen von Kunst entscheiden. Grad und Art dieser Verfügungsgewalt ergeben sich aus ökonomisch-sozialen und politischen Verhältnissen.

Die politische Geschichte hat im 20. Jahrhundert die Kunstentwicklung besonders stark beeinflusst. Man hat schon mehrfach vermerkt, dass gerade die Verfolgung der als „entartet" diffamierten Künstler bzw. Werke durch das NS-System erst wirklich zum „Sieg" der Modernen Kunst führte. Diese erlangte eine moralische Autorität, die ihre kritische Befragung lange stillstellte. Verschärft und auch komplizierter wurde das dadurch, dass ebenso der Stalinismus mit teils übereinstimmenden, teils entgegengesetzten Argumenten die Moderne Kunst verfolgte und überdies gleichzeitig den in die Gesellschaft eingreifenden Realismus pervertierte und damit nachhaltig diskreditierte.

Der Systemgegensatz der „Blöcke" nach 1945/48 verlieh den Unterschieden in den Gestaltungstendenzen eine fatale ideologisch-politische Simplizität. Was die eine Seite als „frei" feierte, verdammte die andere als „formalistisch" und „imperialistisch"; eine kritische Reflexion der künstlerischen Standpunkte blieb aus.[52] Die Kunst in der Bundesrepublik Deutschland begab sich weitgehend unter das Dach einer „Westkunst",[53] in der bald die us-amerikanische tonangebend wurde. Die „Ostkunst"[54] war, abgesehen von einer kurzen Phase, in der allein das sowjet-russische Modell galt, wesentlich heterogener, sowohl im Vergleich der einzelnen Staaten, als auch innerhalb der DDR, obgleich die Suche nach neuen Formen dirigistisch behindert wurde.

Der Wegfall des Systemgegensatzes ab 1989 hinterließ in dem System, das sich behauptet hatte, volle Zufriedenheit auch mit den künstlerisch eingeschlagenen Wegen. Mühelos verdrängt man fast alles – ohnehin nur begrenzt gewesenes – Interesse an jenen Bemühungen um neue Möglichkeiten der Kunst, die in dem gescheiterten, nun verschwundenen System unternommen worden waren.

Dabei wird merkwürdigerweise zweierlei weitgehend übersehen: Der Zusammenhang mit einer allgemeinen Krise und Neubewertung der künstlerischen Moderne und das gegenwärtige Ausmaß an künstlerisch manifestierter Unzufriedenheit mit dem erfolgreich gebliebenen System.

Es gibt keine einheitliche Meinung, wie „moderne Kunst" zu definieren sei, oder, anders ausgedrückt, welche Kunstkonzepte und Gestaltungsweisen sie einschließt und wann sie demzufolge begann, und ob oder wann sie vielleicht bereits endete. Etwas mehr Übereinstimmung herrscht darüber, dass sich einige wichtige Hoffnungen *nicht* erfüllten, die Künstler und deren Fürsprecher mit ihr verknüpft hatten, vor allem, was die Vereinigung von Kunst und „Leben", die Veränderung der Gesellschaft, die Verbesserung der Welt und besonders der Menschen durch Kunst betrifft. Die jetzige Ausstellung erinnert sehr nachdrücklich an solche Intentionen.

In jüngster Zeit sind immer häufiger kunstwissenschaftliche Texte zu lesen, die sowohl die Absichten moderner Künstler, als auch die sie – im Rückblick – rechtfertigenden Ansichten vom Verlauf der Kunstgeschichte als Fiktionen oder Mythen kennzeichnen. Zunehmend wird der Status des nur seinen hohen Idealen und gestalterischen Zielen verpflichteten Künstlers durch – gelegentlich etwas hämische – Nachweise von Verstrickungen mit Politik und Geschäft, von Widersprüchlichkeiten und Charakterfehlern untergraben.[55] Unsicherheit herrscht, wie weit die Irrtümer und Fehlschläge moderner Bestrebungen auch die Wertschätzung der einzelnen Werke, besonders der aus den Anfangsphasen, mindern oder eigentlich mindern müssten.

Die *Künstler* in der zweiten Jahrhunderthälfte, danach erst die Wissenschaftler, haben in wachsender Zahl und oft sehr rücksichtslos mit Wertungsmaßstäben und vor allem mit dem Werkbegriff der nun „klassisch" genannten Moderne gebrochen. Um 1960 wurde der extreme Einzelgänger MARCEL DUCHAMP, der dies bereits seit 1913 vorgemacht hatte, wiederentdeckt und zu einem bis heute imitierten Vorbild.[56] Der Kunstbetrieb

als Ganzes, Kunstmarkt, Museumswesen, Kunstgeschichtswissenschaft zögern eher, an den heiligen Ahnenbildern aus der frühen Moderne zu rütteln. Sie versuchen eher, die Moderne der ganzen Epoche des 20. Jahrhunderts als ein Ganzes zusammen- und hochzuhalten, obwohl doch der kunstpraktisch veränderte Kunst- und Werkbegriff gar keine gemeinsam gültigen Wertungskriterien mehr hergibt.

Fundamentalkritik am Kunstprozess der Moderne, teils seit der Aufklärung, teils erst für das 20. Jahrhundert, erfolgte von „rechts" wie von „links", und so ist es auch heute. Die teilweise sehr scharfsichtigen Beobachtungen und Analysen von Konservativen wie dem Kunsthistoriker Hans Sedlmayr, dessen 1944 geschriebenes Buch „Verlust der Mitte" 1948 erschien und enorm diskutiert wurde,[57] oder später dem Soziologen Arnold Gehlen, der 1960 und 1965 „Zeit-Bilder: Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei" veröffentlichte,[58] waren ein paar Jahrzehnte lang als erledigt verworfen worden. Sie werden neuerdings wieder in den Diskurs genommen, was nicht bedeuten muss, dass ihre Ursachenbenennungen und prognostischen Schlussfolgerungen zu akzeptieren seien.[59] Hingegen spielen in diesem Diskurs diejenigen Argumente so gut wie keine Rolle, die aus dem Blickwinkel der Suche nach einer nach-kapitalistischen Kunst – zugegebenermaßen manchmal etwas borniert – vorgebracht wurden. Dabei wollten einige Künstler wie Wissenschaftler viel mehr von den Anliegen der Moderne dialektisch „aufheben", als es deren konservativen Gegnern in den Sinn käme.

Dafür zeigten sich auch die Macher der Weimarer Ausstellung „Aufstieg und Fall der Moderne" blind.[60] Die unerwartet heftige Abfuhr, die ernstzunehmende westdeutsche Kunstkritiker dem unqualifizierten Umgang mit der Kunst aus der DDR erteilten, verdrängte allerdings die Wahrnehmung, dass der Vordenker dieser Ausstellung auch in dem, was die westliche Kunst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus dem Ansatz der Moderne gemacht hat, nichts Wertvolles und Weiterführendes findet.[61]

Zum zweiten von mir erwähnten Problem das Folgende. Unübersehbar überwiegen in der gegenwärtigen Bildersphäre erschreckende, manchmal bis zum kaum Erträglichen schockierende oder zumindest verunsichernde Wirkungen, d. h. ein Ausdruck von *Abneigung*. Ein positives Empfinden von *Ordnung* zu vermitteln, etwa durch abstrahierende Gestaltung, wie sie Höhepunkte z. B. in den Bildtafeln und Objekten von PIET MONDRIAN

oder HERMANN GLÖCKNER und bis in jüngste Zeit von dem Schweizer „Weltverbesserer" MAX BILL erreichte,[62] ist selten geworden oder wird eher in Frage gestellt. Die streng geordneten Objekte, wie sie beispielsweise RHEINSBERG vorlegt, haben auch den beklemmenden Aspekt von Zwang. Wir wissen alle, wie in der Lebenspraxis das Vertrauen in technisch-rechnerische Rationalität rapid abnimmt. Eine solche Ermunterung zu ordnendem Handeln, wie wir sie noch immer an OSKAR SCHLEMMERS *Bauhaustreppe* (1932)[63] mit ihren aufsteigenden Figuren bewundern, will heute kaum jemand mehr wagen. Ich behaupte allerdings, dass die bildende Kunst in diesem ganzen modernisierungsbesessenen Jahrhundert ihr Bestes viel häufiger im *besorgten Zurückblicken* leistete, und auch bei denen, die wir Realisten nennen, sogar ihre verschiedenen Utopien jedesmal mit einer „recherche du temps perdu" verbunden waren.

Aus der als tonangebend vermittelten Kunst ist jedenfalls jetzt die Bekräftigung oder der Entwurf von Glück oder Harmonie, um es so einfach zu nennen, verschwunden. Das kann als realitätsentsprechend angesehen werden, und auch früher war ein *kritisch* reflektierendes Verhalten die stärkere Seite der Kunst. Dennoch ist bemerkenswert: Es gibt derzeit so gut wie keine ernsthafte Kunst, die als eine Unterstützung der eigenen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse verstanden werden möchte, übrigens auch kaum eine für den ästhetischen Diskurs belangvolle religiöse Kunst,[64] und es gibt andererseits auch so gut wie keine Bilder, die irgendein *politisches* Programm zur Veränderung der Gesellschaft oder ihrer Ersetzung durch eine Alternative unterstützen möchten. Selbst die Karikaturen bedenken die konkurrierenden Politiker abwechselnd mit dem gleichen eher milden Spott. Der Abscheu vor den verschiedenen bitteren Erfahrungen, die mit der Parteilichkeit für die *Herrschenden*, nicht für die Aufbegehrenden gemacht werden mussten, überwiegt bei den Künstlern und wird obendrein auch theoretisch nachdrücklich gepflegt. „Auftragskunst" ist ein stigmatisierender Begriff geworden,[65] obwohl er ein Phänomen der gesamten Kunstgeschichte, einschließlich heutiger Praxis, bezeichnet. Es hält aber heute auch kein Künstler mehr jene Selbstüberschätzung seiner Rolle als der einzigen verändernden Kraft aufrecht, die einst BEUYS mit dem Selbstbildnis postulierte: *Die Revolution sind Wir* (1970).[66] Geblieben ist, ich wiederhole, die Abneigung – das Anzeigen von Defiziten, Zerstörung, Unsinnigkeit, Chaos usw.

Hat also die bildende Kunst gar nichts gemein mit der Herstellung wohltuender Wohnumwelten, die u. a. im Kunstgewerbemuseum ausgestellt sind, und mit der glückverheißenden Werbegrafik? In bildender Kunst wiederholt sich das außerhalb von ihr anzutreffende unterschiedliche Verhalten zu der so kennzeichnend gewordenen „Spaß-Kultur", die der Mehrheit unserer Zeitgenossen zeitweilige Vergnügen bereitet. Die Skala reicht von angewiderter Ignorierung und Abgrenzung über die ironische Reflexion eines unübersehbaren Phänomens bis zur neugierigen Bewunderung ihrer Verfahren der Bewusstseinsmanipulation und zur genüsslichen Bejahung des Trivialen, des Kitsches. An letzterem wird allenfalls eine gewisse ästhetische Kritik auf die Weise geübt, dass er ins Absurde gesteigert wird. Seit die Pop Art in den 50er Jahren die Öffnung der „Hochkunst" zur „Trivialkunst" einleitete,[67] wurde der Kunst- und Ausstellungsbetrieb jedenfalls zunehmend nachsichtiger gegen diese Variante eines Verzichts auf Wertungskriterien, als gegenüber einem „traditionalistischen" Festhalten an Wertungsmaßstäben figürlichen Gestaltens. Soeben wählte eine hochkarätige deutsche Jury für eine Grafikedition von 15 international renommierten Künstlern auch den amerikanischen Plastiker JEFF KOONS aus, der als ein hemmungslos fröhlicher Bejaher der äußersten Vulgarität vor einigen Jahren noch vielen Kunstwissenschaftlern äußerst suspekt war.[68]

Der letzte Raum bleibt leer

Können wir begründete Voraussagen über die Kunst von morgen machen? Logischerweise kann sie noch nicht ausgestellt werden. Der im Alten Museum untergebrachte Teil der Jahrhundertausstellung entlässt die Besucher durch einen leeren Saal, der nur von hellem Neonlicht erfüllt ist.[69] Das ist eine Wiederholung der Installation, mit der GERHARD MERZ im Jahr 1997 die Bundesrepublik Deutschland in der 47. Biennale von Venedig vertrat, der traditionsreichsten Weltausstellung bildender Kunst. Der minimalistische Konzeptkünstler, der aus der Malerei ausgestiegen ist, hatte auch einen preisgekrönten Entwurf für die Neugestaltung des Lustgartens unterbreitet, der jedoch nicht verwirklicht wird. Der ihn bewundernde Peter-Klaus Schuster gab MERZ die Gelegenheit, seine durchaus ambivalente Beurteilung der Zukunft von Kunst wie ein Resumé des 20. Jahrhun-

derts zu präsentieren. Die Kommentierung im Katalog lässt u. a. die Interpretation zu, dass die Kunst und sogar ihr Bildungsideal, Menschen zu formen, selbst im Verschwinden noch nicht am Ende seien. Museums- und ausstellungsdidaktisch zeitgemäß wird es den Betrachtern überlassen, den leeren Raum mit eigenem Sinn, mit eigenen Erwartungen zu füllen.[70] Ebenso evident erscheint mir dieser leere Raum als ein Indiz dafür, dass niemand sagen kann, wie sich das Kräfteverhältnis der gegenwärtig konkurrierenden Kunsttendenzen im Einzelnen weiter gestalten wird.

Es ist auffällig, und ich habe das schon erwähnt, daß viele Künstler ihre Gestaltungsweisen und damit ihre Ziele unversehens wechseln. Anders als in manchen Naturwissenschaften kann man auch bei Kunst niemals prognostizieren, dass durch konsequentes Verfolgen eines gezielten Forschungsprogramms in einigen Jahren eine erfolgreiche Lösung, ein spektakulärer Durchbruch zu erwarten seien. Gewichtiger als dieser Unterschied und der zu Trainingsprogrammen im Leistungssport sind drei heute festzustellende Sachverhalte.

Erstens: Die künftigen Zustände von Ökonomie, Gesellschaft, Lebensweise sind so hochgradig unsicher, dass der Impetus fehlt, einen *bestimmten* Zustand auch mittels der Kunst dominant vorbereiten zu helfen.

Zweitens: Weder die Rezipienten, noch die Produzenten von Kunst messen dieser noch eine so *herausragende* Rolle für die Erkenntnis der Realität und die Lebensführung zu, wie dies lange getan wurde. Ich will damit keinesfalls sagen, dass sie keine Rolle spielen würde. Die Kunst wird aber zu einer gewissen Beliebigkeit entlastet. Die jüngeren Zeitgenossen bereiten ihr vielleicht wirklich ein Ende, weil ihnen die Experimente mit dem Computer aufregender und vergnüglicher erscheinen. Die inhomogenen Institutionen der Gesellschaft, einschließlich der zunehmend kunstsammelnden Banken und Firmen, finden sich mit nahezu allem ab, weil es jedenfalls ungefährlich ist.[71] Sie zahlen nach ihrem Belieben, weil es immerhin noch eine Tradition der Imageverbesserung durch Kunstpflege gibt.

Drittens: Angesichts des Pluralismus von Geschmack und Gestaltungstendenzen haben die *Experten* des Kunsturteils und besonders der Kunstvermittlung viel Macht und eigentlich einen beträchtlichen Spielraum. Sie entscheiden darüber, was „in" und was „out" ist, müssen allerdings – völlig dem Prinzip der Spekulation auf dem Weltmarkt entsprechend - das Risiko tragen, ob sich ihre Entscheidungen auszahlen – dies in engerem und wei-

terem Sinn gemeint. Ob in dem Kartell der tonangebenden Meinungsbildner eine neue Ansicht die Meinungsführerschaft erringt, ist so personengebunden und unvorhersehbar wie das Auftauchen eines Künstlers, der eines Tages mit etwas Neuem viele gleichsam in seinen Bann schlägt.

Es könnte sein, dass sich Bedürfnisse und Sympathien von den schrillen, erschreckenden oder trotz ihrer Dimensionen so wenig sagenden Produkten zumindest etwas mehr abwenden und solche Künstler mehr Ermutigung erfahren, die wieder ideell und formal intensiver durchgearbeitete, eine geduldige, aufmerksame Betrachtung verlangende, auch kleinere und stillere Werke anbieten, an denen auch das 20. Jahrhundert sehr reich war. Es könnte doch sein, dass beispielsweise ein Künstler auftritt, dessen tiefer Ernst und heiteres Spiel uns wieder ähnlich anzieht und gedanklich wie gefühlsmäßig zu bewegen vermag, wie es die Werke PAUL KLEES vermögen, zu denen täglich in Berlin die Besucher der Sammlung Berggruen strömen, die also offenbar mit unserem „Zeitgeist" kompatibel sind.

Der Kunsthistoriker soll aber nicht den Propheten spielen. Er hat genug damit zu tun, die Geschichte immer neu zu beschreiben und das Gewesene immer neu sichtbar zu machen.

Anmerkungen

1 Das Museum of Modern Art in New York begann soeben „MoMa 2000", eine Folge von 3 x 3 Ausstellungen bis zum Jahr 2001 mit Kunst seit 1880. Vgl. ART 10/1999, S. 91. – Bereits vorliegend: Transform: Bild, Objekt, Skulptur im 20. Jahrhundert, Ausstell. Basel, Kunstmuseum u. Kunsthalle 1992. – Pontus Hultén: Territorium Artis, Ostfildern 1992 (Ausstell. Bonn, Kunst- u. Ausstell.-Halle der BRD). – Albert Schug: Die Kunst unseres Jahrhunderts, Köln o. J. [1992]. – Beat Wyss: Der Wille zur Kunst: Zur ästhetischen Mentalität der Moderne, Köln 1996 (Wichtiges zur Theorie- und Wissenschaftsgeschichte). - Marc Scheps, Evelyn Weiss (Hrsg.): Kunst des 20. Jahrhunderts, Museum Ludwig Köln, Köln 1996. – Christos M. Joachimides, Norman Rosenthal (Hrsg.): Die Epoche der Moderne: Kunst im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997 (Ausstell. der Zeitgeist-Gesellschaft e. V., Berlin 1997); dazu Knut Ebeling: Der Kollaps der Moderne, in: neue bildende kunst 7, 1997, H. 4, S. 102–103. – Ingo F. Walther (Hrsg.): Kunst des 20. Jahrhunderts, 2 Bde., Köln 1998 (Autoren: Karl Ruhrberg, Manfred Schneckenburger, Christiane Fricke, Klaus Honnef). - Hans Belting: Das unsichtbare Meisterwerk: Die modernen Mythen der Kunst, München 1998. – Werner Hofmann: Die Moderne im Rückspiegel: Hauptwege der Kunstgeschichte, München 1998.

2 Ausstell. Das XX. Jahrhundert: Ein Jahrhundert Kunst in Deutschland, Staatliche Museen zu Berlin und Bayerische Staatsgemäldesammlungen München in Zusammenarbeit mit

Berliner Festspiele GmbH 1999. Nationalgalerie (Altes Museum, Neue Nationalgalerie, Hamburger Bahnhof), Konzeption: Peter-Klaus Schuster u. a. (im Folgenden zitiert als Kat. I). Gesichter der Zeit: Ein Panorama aus Physiognomien in Zeichnung und Graphik, Kupferstichkabinett, Konzeption: Alexander Dückers (zitiert als Kat. II). Die Lesbarkeit der Kunst: Bücher – Manifeste – Dokumente, Kunstbibliothek, Konzeption: Bernd Evers u. a. (zitiert als Kat. III). Form ohne Ornament? Angewandte Kunst zwischen Zweckform und Objekt, Kunstgewerbemuseum, Konzeption Barbara Mundt mit Babette Warnecke (zitiert als Kat. IV).

3 Carl Einstein: Die Kunst des 20. Jahrhunderts (Propyläen-Kunstgeschichte, 16), Berlin 1926 (neu hrsg. von Uwe Fleckner u. Thomas W. Gaehtgens, Berlin 1996). – Hans Hildebrandt: Die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts (Handbuch der Kunstwissenschaft), Wildpark-Potsdam 1924–31.

4 Ekkehard Mai: Expositionen: Geschichte und Kritik des Ausstellungswesens, München 1986. – Oskar Bätschmann: Ausstellungskünstler: Kunst und Karriere im modernen Kunstsystem, Köln 1997.

5 Ausstell. Stationen der Moderne: Die bedeutendsten Kunstausstellungen des 20. Jahrhunderts in Deutschland, Berlin, Berlinische Galerie, Martin-Gropius-Bau 1988.

6 Die maßlosen Vorwürfe des Malers Georg Baselitz („Diese Ausstellung ist eine Schurkerei", Interview mit der Zeitschrift ART, 11/1999, S. 159) stießen allerdings auf Widerspruch in der Presse.

7 Ausstell. Kunst und Macht im Europa der Diktatoren 1930 bis 1945, XXIII. Kunstausstellung des Europarates, organisiert von der Hayward Gallery London in Verbindung mit dem Deutschen Historischen Museum Berlin und Centre de Cultura Contemporània de Barcelona 1995–96 (Einführung von Eric Hobsbawm). – In Abbildungen wurden Wassili Kandinskys Titelblatt zum Almanach „Der blaue Reiter" (1912) und das Führerbildnis (oder Bannerträger) von Hubert Lanzinger (1937; Kat. I, S. 40 u. 41) schon in Peter-Klaus Schuster (Hrsg.): Die 'Kunststadt' München 1937: Nationalsozialismus und 'Entartete Kunst', München 1987, S. 20 u. 21 gegenübergestellt.

8 Ausstellung Deutscher Kunst aus der Zeit von 1775–1875 in der Königl. Nationalgalerie Berlin, 2 Bde., München 1906. – Sabine Beneke: Im Blick der Moderne: Die „Jahrhundertausstellung deutscher Kunst (1775–1875)" in der Berliner Nationalgalerie 1906, Berlin 1999. – Eine kurze Analyse gab kürzlich Helmut Börsch-Supan: Die Entrümpelung der Salons, in: Berliner Zeitung, Nr. 206, 4.–5.9.1999, S. I. Damals wurden in nur einem Museumsgebäude mit rund 2000 Gemälden von fast 400 Malern, dazu Zeichnungen und Skulpturen, etwa doppelt so viele Werke und Künstler vorgestellt als jetzt an sechs Orten.

9 Cornelius Gurlitt: Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, ihre Ziele und Taten, Berlin 1899. – Julius Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst, 3 Bde., Stuttgart 1903. Der Kunstkritiker Meier-Graefe war Initiator, Organisator und Katalogautor der Jahrhundertausstellung.

10 Erwähnt seien nur: Die Epoche der Moderne (1997, wie Anm.1) und Eckhart Gillen (Hrsg.): Deutschlandbilder: Kunst aus einem geteilten Land, Köln 1997 (Zentrale Ausstellung der 47. Berliner Festwochen im Martin-Gropius-Bau, 1997–98).

11 Vgl. die lahmen Debatten um die künstlerische Ausstattung des Berliner Reichstagsgebäudes und der zugeordneten Bürobauten.

12 Burkhard Riemschneider, Uta Grosenick (Hrsg.): Art at the Turn of the Millennium. Ausblick auf das neue Jahrtausend, Köln 1999. Alphabetisch geordnete Präsentation von 237 Künstlern der westlichen Welt.

13 Belting: Das unbekannte Meisterwerk (wie Anm. 1), S. 445.
14 Peter H. Feist: Der Mensch und seine Werke: Zum sozialistischen Realismus der sechziger Jahre, in: Dezennium 2: Zwanzig Jahre VEB Verlag der Kunst Dresden, Dresden 1972, S. 13–38, 419–421.
15 Vgl. u. a. Jürgen Claus: Theorien zeitgenössischer Malerei in Selbstzeugnissen, Reinbek 1963; Ders.: Kunst heute: Personen, Analysen, Dokumente, Reinbek 1965 („Die kritische Elite als wirklicher Machtfaktor...", S. 16); Ders.: Expansion der Kunst: Beiträge zu Theorie und Praxis öffentlicher Kunst, Reinbek 1970.
16 Kat. I, 572. Joseph Beuys, *Das Ende des 20. Jahrhunderts*, 1982–83, 21 Basaltsteine, Filz, Tonerde, Steinbock, Brechstange, Berlin, NG, Leihg. Samml. Marx, Eigentum des Landes Berlin.
17 Kat. I, 319. Reiner Ruthenbeck, *Weißer Papierhaufen*, 1979, 600 Blatt, Besitz des Künstlers.
18 Kat. I, 580. Olaf Metzel, *112:104*, 1991, Holz, Aluminium, Stahlrohr, Kunststoff, Besitz des Künstlers.
19 Kat. III, 70. Roman Opalka, *Der befreite Sisyphos*, 1998, Buch. Der Konzeptkünstler (vgl. Ausstell. Documenta 6, Kassel 1977, Bd. I, S. 114) spricht gleichzeitig jede Zahl auf Band und fotografiert am Ende jedes Arbeitstages sein Gesicht.
20 Über Fluxus vgl. Kat. I, 463–506.
21 Über Fotomontage seit John Heartfield, heute vor allem von Klaus Staeck vgl. Kat. I, 522–545. Laut Roland März (S. 537) „ist die politische Fotomontage heute ein Auslaufmodell...außerhalb der modernen Massenmedien TV und Internet".
22 Kat. I, 360. Nam June Paik, *Monument*, 1986, Monitorinstallation, Berlin, NG.
23 Kat. I, 362. Katharina Sieverding, *Weltlinie XV*, 1999, Farbfotografie, Acryl, Stahl, 375 x 375 cm, Besitz der Künstlerin.
24 Kat. I, 264, 265. Andreas Müller-Pohle, *Face Codes*, 1998–99, Digital-Fotografien, Besitz des Künstlers.
25 Gerhard Richter malt seit 1962 u. a. Landschaften wie Personen nach Fotografien, deren „Objektivität" er meistens durch verwischende Unschärfe in Frage stellt. Vgl. Deutschlandbilder (wie Anm. 10); Ausstell. Gerhard Richter, Landschaftsbilder, Hannover, Sprengel-Museum 1998; Kat. I, 303. – In einer Umfrage der Kunstzeitschrift ART bei über hundert Experten in vielen Ländern wurde Richter soeben zum international wichtigsten lebenden Maler erklärt (ART 11/1999, S. 33).
26 Doris von Drathen: Der Clown als schlechter Prediger. Interview mit Christian Boltanski (Paris, Dezember 1990), in: Kai-Uwe Hemken (Hrsg.): Gedächtnisbilder: Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst, Leipzig 1996 (Reclam-Bibl., 1546), S. 228–252, Zitat S. 238.
27 Kat. II, S. 155-159. Christian Boltanski, *Gymnasium Chases*, 1991, 23 Heliogravüren und Titelblatt in Zinkkasten, Berlin, Kupferstichkabinett.
28 Kat. I, 369. Andreas Gursky, *Singapore Stock Exchange I*, 1997, C-Print, 170 x 275 cm, Berlin, NG, Leihg. Samml. Marx.
29 Ingrid Schaffner, Matthias Winzen (Hrsg.): Deep Storage – Arsenale der Erinnerung: Sammeln, Speichern, Archivieren in der Kunst, München/New York 1997 (Ausstell. München, Berlin, Düsseldorf, Seattle 1997–98).
30 Kat. I, 589. Dieter Roth, *Große Tischruine*, 1970–98, Mischtechnik, ca. 12 x 6 m, St. Gallen, Samml. Hauser & Wirth.

31 Kat. I, 460. Joseph Beuys, *Das Schweigen*, 1972, fünf verzinkte Filmspulen, Berlin, Privatsamml.

32 Anselm Kiefer, *Sechzig Millionen Erbsen*, 1991, Stahlregale, Blei, ca. 30 Tonnen, Ausstell. Anselm Kiefer, Berlin, Nationalgalerie 1991. Dazu Otto Karl Werckmeister: Der größte deutsche Künstler und der Krieg am Golf, in: Kunstforum international, Bd. 123, 1993, S. 209–219. – Siehe auch Kat. I, 567–569. – Kiefer erhielt 1999 für sein Gesamtwerk das als „Nobelpreis der Künste" bezeichnete „Praemium Imperiale" in Tokio.

33 Beispiele in Deep Storage (wie Anm. 29).

34 Gerhard Richter, *Atlas*, 1961–96; vgl. Ausstell. Gerhard Richter – Der Atlas und seine Bilder, München, Lenbachhaus 1998–99.

35 Kat. I, 575. Christian Boltanski, *Réserve*, 1988-99, Kleidungsstücke, Berlin, NG.

36 Kat. I, 291. Raffael Rheinsberg, *Die Antike kennt uns nicht*, 1999, Fundstücke aus Schamottesteinen, Besitz des Künstlers. – Andere Werke seit 1977 vgl. Angelika Kindermann: Jedes Ding erzählt seine Geschichte, in: ART 9/1995, S. 56–66.

37 Michael Diers: Mnemosyne oder das Gedächtnis der Bilder: Über Aby Warburg, in: Otto Gerhard Oexle (Hrsg.): Memoria als Kultur, Göttingen 1995 (Veröff. des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 121), S. 79–94.

38 Vgl. Anm. 37 und Uwe Fleckner (Hrsg.): Die Schatzkammer der Mnemosyne: Ein Lesebuch mit Texten zur Gedächtnistheorie von Platon bis Derrida, Dresden 1995. – Kai-Uwe Hemken (Hrsg.): Gedächtnisbilder (wie Anm. 26).

39 William Rubin (Hrsg.): Primitivismus in der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts, München 1997 (Ausstell. New York, Metropolitan Museum of Art 1984). – Colin Rhodes: Primitivism and Modern Art, London 1994.

40 Kat. I, 308. A. R. Penck, *Ein mögliches System* (A-Ich), 1965, Köln, Museum Ludwig. – Vgl. auch Gillen: Deutschlandbilder (wie Anm. 10), Abb. 204–227.

41 Eine Variante Kat. I, 138. Georg Baselitz, *Torso*, 1993, Berlin, NG, Leihg. Samml. Marx.

42 Zur expressiven Geschichtsmalerei Kiefers vgl. u. a. Ausstell. Anselm Kiefer, Düsseldorf, Paris, Jerusalem 1984 und Gillen: Deutschlandbilder (wie Anm. 10), Abb. 326–328.

43 Kat. II, S. 188–189. Imi (eigentl. Klaus Wolfgang) Knoebel, *Portraits*, 1990–98, 7 Blätter, Acryl, Collage, Berlin, Kupferstichkabinett.

44 Kat. I, 69. Piet Mondrian, *Komposition in Rot, Blau und Gelb*, 1930, Zürich, Kunsthaus.

45 Vgl. Harald Metzkes zum 70. Geburtstag, hrsg. von Gisold Lammel im Auftrag des Landes Brandenburg und der Universität Potsdam, Potsdam 1999. Im gleichen Jahr mehrere Einzelausstellungen in Berlin und Bautzen. – Zwei Frühwerke Kat. I, 126–127. – Generell Andreas Schätzke, Kristina Volke: Kunst in der DDR: Diskussionsstand und Forschungstendenzen – ein Überblick, in: Kunstchronik 52, 1999, H. 9, S. 372–381. – Tim Sommer: DDR-Kunst in deutschen Museen: Vom schwierigen Verhältnis zur eigenen Vergangenheit, in: ART 8/1999, S. 113. – Außerdem Ausstell. Sammlung Siegfried Seiz: Figurative Malerei aus dem letzten Jahrzehnt der DDR, hrsg. von Gisold Lammel, Potsdam, Landesregierung und Landeshauptstadt 1999. – Ausstell. Dialoge, Berlin, Kunstforum der Grundkreditbank 1999. – Ausstell. Jahresringe: Kunstraum DDR. Eine Sammlung 1945–1989, Konzeption Matthias Flügge mit Michael Freitag, Apolda, Kunsthaus Avantgarde 1999.

46 Kat. I, 145. Bernhard Heisig, *Beharrlichkeit des Vergessens*, 1977, Berlin, NG. – Siehe auch Ausstell. Bernhard Heisig, Galerie Berlin, Berlin 1999 und Bernhard Heisig: Zeit und Leben. Das Bild für den Reichstag, Text Jörn Merkert, Galerie Berlin, Berlin 1999.

47 Vgl. Peter H. Feist: Geschichtsträume. Störbilder: Die Wandbilder im Berliner Palast der Republik, in: Gabi Dolff-Bonekämper, Hiltrud Kier (Hrsg.): Städtebau und Staatsbau im 20. Jahrhundert, München/Berlin 1996, S. 173–192, Abb. 78. – Siehe auch Wolfgang Hütt: Willi Sitte: Gemälde 1950–1994, Bönen o. J. (1995).

48 Kat. I, 129-134. Werner Tübke, *Requiem*, 1965, Dresden, Gemäldegalerie Neue Meister; *Lebenserinnerungen des Dr. jur. Schulze, I, II, III, V, VII*, 1965–67, verschiedene Sammlungen. – Siehe auch Werner Tübke: Das malerische Werk 1976–1999, Texte von Günter Meißner, Gerd Lindner, Eduard Beaucamp, Bad Frankenhausen, Panorama-Museum 1999.

49 Vgl. z. B. Ausstell. Wieland Förster: Plastik, Zeichnung, Redaktion Heiner Protzmann, Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Halle, Staatl. Galerie Moritzburg, Aurich, Kunstverein 1998–99.

50 Vgl. z. B. Ausstell. Werner Stötzer: Skulptur und Zeichnung, Berlin, Akademie der Künste, Bonn, Rhein. Landesmuseum, Heilbronn, Städt. Museen, Magdeburg, Museum Kloster Unser Lieben Frauen, Rostock, Kunsthalle 1991–92. – Ausstell. Werner Stötzer: Skulpturen und Zeichnungen 1989–1998, Frankfurt/Main, Galerie Schwind.

51 Kat. I, 258. Pia Stadtbäumer, *Sabine ohne Linken Fuß, Sabine ohne Rechten Fuß, verbunden*, 1995, Wachs, Köln, Galerie Johnen & Schöttle. Zitat von Angela Schneider, S. 292.

52 In der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit", Nr. 42–46, 14.10.–11.11.1999 stellt eine Artikelfolge von Fritz J. Raddatz und anderen unter dem Titel „Feindkultur" nachdrücklich die politisch bestimmten Eingriffe in die Entwicklung der Künste in West und Ost dar. Hans Platschek („Gerahmte Dogmen", Nr. 45) urteilt über bildende Kunst betont subjektiv. – Vgl. auch Peter H. Feist: Wunschbilder, Irrwege, Drohworte: Schicksale der Realismustheorie in der DDR, in: Ausstell. 1. Realismus-Triennale: Künstlersonderbund in Deutschland, Berlin, Martin-Gropius-Bau 1993, S. 55–75.

53 Laszlo Glozer: Westkunst: Zeitgenössische Kunst seit 1939, Köln 1981 (Ausstell. Museen der Stadt Köln). – Hans-Jörg Heusser: Ist Westkunst wirklich Weltkunst? Ein post-Greenbergsches Postskriptum, in: Beat Wyss (Hrsg.): Bildfälle: Die Moderne im Zwielicht, Zürich/München 1990, S. 157–162.

54 Vgl. Europäische Kunst unter besonderer Berücksichtigung der Kunst in osteuropäischen Ländern, Vorträge und Diskussionen eines Colloquiums im Wallraf-Richartz-Museum/Museum Ludwig der Stadt Köln, 28./29. 11. 1988, Leitung: Hugo Borger, Peter Feist, Köln, Generaldirektion der Museen 1990.

55 Eduard Beaucamp: Der verstrickte Künstler: Wider die Legende von der unbefleckten Avantgarde, Köln 1998. – Zum Zusammenhang bestimmter Tendenzen in der modernen Kunst mit totalitären Ideologien und Praktiken vgl. Jean Clair: Die Verantwortung des Künstlers: Avantgarde zwischen Terror und Vernunft, Köln 1998 (franz. Paris 1997). Dagegen u. a. Martin Warnke: Der Blitz steht stramm: Jean Clairs Künstlerschelte, in: Frankfurter Allg. Zeitung, 6.10.1998.

56 Zu Marcel Duchamp vgl. Peter H. Feist: Figur und Objekt: Plastik im 20. Jahrhundert, Leipzig 1996, S. 46, 255.

57 Hans Sedlmayr: Verlust der Mitte: Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit, Salzburg 1948, Frankfurt/Main 1955.

58 Arnold Gehlen: Zeit-Bilder: Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei, Frankfurt/Main/Bonn 1960, neu bearb. 1965.

59 Werner Hofmann: Anstelle eines Nachrufes, in: Idea 3, 1984, S. 7–17 (über Sedlmayr). – Gehlen wird zitiert in Kat. III, S. 9 und auch von Detlef Hoffmann: Der Blick der Kunst auf

die Geschichte, in: kritische berichte 20, 1992, H. 2, S. 4–7 (Tagung zu Historienmalerei von Werner Tübke und Johannes Grützke).

60 Rolf Bothe, Thomas Föhl (Hrsg.): Aufstieg und Fall der Moderne, Ostfildern-Ruit 1999 (Ausstell. Kunstsammlungen zu Weimar). Einmalig skandalös ist, dass Gemälde – aus dem Palast der Republik – in willkürlich zerschnittenen Abbildungen reproduziert werden. – Kritische Rezension durch Eckhart Gillen in: Kunstchronik 52, 1999, H. 9, S. 382–386.

61 Achim Preiss: Abschied von der Kunst des 20. Jahrhunderts, Weimar 1999.

62 Vgl. Anm. 44. – Kat. I, 219–224. Hermann Glöckner, mehrere Werke von 1933–35. – Max Bill nur Kat. III, Nr. 47 und Kat. IV, Nr. 10.1, *Wanduhr*, 1957. Mehr in Ausstell. Max Bill, Frankfurt/Main, Schirn Kunsthalle 1987.

63 Kat. I, 68. Oskar Schlemmer, *Bauhaustreppe*, 1932, New York, Museum of Modern Art.

64 Ausstell. GegenwartEwigkeit: Spuren des Transzendenten in der Kunst unserer Zeit, hrsg. von Wieland Schmied mit Jürgen Schilling, Berlin, Martin-Gropius-Bau 1990 (Ausstell. der Guardini-Stiftung zum 90. Deutschen Katholikentag). – Vgl. auch Ausstell. Okkultismus und Avantgarde: Von Munch bis Mondrian 1900-1915, Konzeption Veit Loers mit Pia Watzmann, Frankfurt/Main, Schirn Kunsthalle 1995.

65 Ausstell. Auftrag: Kunst, 1949–1990: Bildende Künstler in der DDR zwischen Ästhetik und Politik, hrsg. von Monika Flacke, Berlin, Deutsches Historisches Museum 1995.

66 Kat. I, Abb. S. 180 und Kat. III, 86. Joseph Beuys, *La rivoluzione siamo Noi*, 1970 (1971, 1972).

67 Kirk Varnedoe, Adam Gopnik: High & Low: Moderne Kunst und Trivialkultur, München 1990 (ursprüngl. Ausstell. Museum of Modern Art, New York u. a. 1990–91).

68 Die große art-Edition, in: ART 11/1999, S. 124-131. – Wim Beeren (Pro), Manfred Schneckenburger (Contra): Ist Jeff Koons ein wichtiger Künstler von heute?, in: ART 8/1993, S. 44–47.

69 Kat. I, 148 und S.187-195. Gerhard Merz, *Die Nacht ist fortgeschritten, der Tag nähert sich...*, 1999, Lichtraum, Alabastergips, Lumilux 11.

70 So in etwa Lucie Schauer in der Ausstellungsbesprechung in ART 11/1999, S. 158.

71 Walter Grasskamp: Die unästhetische Demokratie: Kunst in der Marktgesellschaft, München 1992. Vorher Ders.: Die unbewältigte Moderne: Kunst und Öffentlichkeit, München 1989, und: Unerwünschte Monumente: Moderne Kunst im Stadtraum, München 1989. – In konservativer Sicht Hans Maier: Mit verbundenen Augen, in: Rheinischer Merkur, Nr. 33, 15.8.1997, S. 19–20 über Staat, Kunstautonomie, Künstlerförderung und Macht der Gutachtergremien.

Johannes Irmscher

Goethe in seinem Verhältnis zum kontemporären Griechenland

Daß Johann Wolfgang Goethe mit der griechischen Antike eng vertraut war und daß er zeit seines Lebens Daten und Fakten der Geschichte und Kultur des Altertums zu nutzen wußte, ist allbekannt. Mit dem Hallenser und später Berliner Professor Friedrich August Wolf, dem Theoretiker seines Faches, verband ihn jahrzehntelange Freundschaft, in die seine Gattin Christiane voll eingeschlossen war. Die klassischen Philologen Karl Wilhelm Goettling und Friedrich Wilhelm Riemer standen ihm als Berater und Betreuer der Sammlung seiner Werke zur Seite. Der langjährige verdienstvolle Mitarbeiter unserer Akademie Prof. Ernst Grumach hat in einem zweibändigen Werk „Goethe und die Antike"[1] die Belege jener Antikebegegnung[2] zusammengetragen; Akademiemitglied Wolfgang Schadewaldt traf eine erste Auswertung der von Grumach bereitgestellten Materialien unter dem Titel „ Goethes Beschäftigung mit der Antike"3. Nimmt man die von Grumach erarbeitete umfassende Bibliographie[4] hinzu, so ist die Feststellung gewiß berechtigt, daß für Goethes Verhältnis zur Antike das Faktenfundament gelegt ist, auf dem die weitere Forschung aufbauen kann.

Sehr viel weniger bekannt ist demgegenüber, daß der Weimarer homo universale seine Aufmerksamkeit auch dem kontemporären Griechenand zuwandte, und zwar bereits von seiner Jugendzeit an bis hin zum Greisenalter. Mit dieser Hinwendung zum Neugriechentum unterschied sich Goethe von den meisten Repräsentanten der Klassik sowie des Klassizismus in Deutschland. Sie ermöglichte ihm ein vertiefteres Geschichtsverständnis und vor allem auch ein Urteil über die für griechisches Bewußtsein und griechische Politik grundlegende Frage der Kontinuität.[5]

Eine erste Begegnung Goethes mit dem kontemporären Griechentum6 fällt in seine Leipziger Studienzeit. Der 16jährige kam zu Michaelis 1765 nach Leipzig, um dem Wunsche des Vaters entsprechend ein juristisches Studium aufzunehmen. Es war Messezeit, und den jungen Studiosus beein-

druckten zutiefst die Messegäste aus dem Osten mit ihrem exotischen Gebaren. So tief war jener Eindruck, daß Goethe noch Jahrzehnte später, 1811/12, die Begegnung mit jenen Griechen in seinem autobiographischen Werk „Dichtung und Wahrheit" (II 6) festhielt: die „Griechen, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging"[7]. Hier ist jedoch zu beachten, daß man im 18. Jahrhundert unter Griechen weniger das Ethnos verstand als vielmehr die Zugehörigkeit zur griechisch-katholischen Kirche, die ja eine Mehrzahl von Balkanvölkern erfaßte; dank namentlich der griechischen Liturgie bildeten diese indes eine kulturelle Einheit, in der die griechische Tradition dominierte. Des weiteren wurde bereits der junge Goethe mit der Aussprache des Neugriechischen vertraut, die sich, wie bekannt, erheblich von der damals wie heute gebräuchlichen erasmischen Schulaussprache unterscheidet.

Verständlicherweise hatte der Leipziger Student keinen direkten Kontakt zu den griechischen Messebesuchern; dagegen erforderte es die gesellschaftliche Stellung des Weimarischen Geheimen Rates, Kontakt zu einer Persönlichkeit zu suchen, die der Hofgesellschaft jenes Kleinstaates für eine Zeitlang zugehörte: Roxandra Sturdza, verehelichte Gräfin Edling.

Roxandra Sturdza, am 12. Oktober 1786 in Konstantinopel geboren, entstammte einer griechisch-rumänischen Bojarenfamilie mit Grundbesitz in der Moldau, die sich mit dem zaristischen System arrangiert hatte; der jüngere Bruder Fürst Alexander Sturdza brachte es bis zum russischen Staatsrat. Roxandra selber figurierte als Hofdame der Zarin und lernte in Petersburg den um zehn Jahre älteren korfiotischen Grafen Johannes Kapodistrias (geboren am 11. Februar 1776) kennen. Kapodistrias hatte in Padua Medizin studiert und stand seit 1807 im Dienste der russischen Diplomatie; wir werden ihm im weiteren in dieser Eigenschaft wiederbegegnen. Er beabsichtigte, sich mit Roxandra Sturdza zu verehelichen. Das Zarenpaar wünschte dagegen eine Heirat Roxandras mit dem weimarischen Minister (seit 1815) Albert Cajetan Grafen von Edling. Die Gräfin Edling lebte nur wenige Jahre, von 1816 bis 1819, in Weimar; dieser Zeitraum war jedoch überaus bedeutsam für die Geschichte des griechischen Volkes, das sich auf seine nationale Erhebung, auf das Jahr 18218, vorbereitete. Für dieses patriotische Anliegen wirkten zwei unterschiedliche Gesellschaften, die Hetärie schlechthin, die Geheimgesellschaft der Freunde, welche den bewaffneten Aufstand zum Ziele hatte, und die Gesellschaft der Musenfreunde, die

durch Erziehung und Bildung auf die Emanzipation der Griechen hinwirkte[9]. Die Gesellschaft der Musenfreunde schickte junge Griechen zum Studium ins Ausland, unter anderem auch nach Jena, wo sie von der Gräfin Edling und auch von Goethe betreut wurden. Einer dieser Studenten, Johannes Papadopulos aus Makrynitsa in Thessalien, übersetzte Goethes „Iphigenie" in seine Muttersprache; ein Exemplar des 1818 in Jena gedruckten Textes befindet sich in der Bibliothek der Berliner Humboldt-Universität. In dem vorangestellten Vorwort pries der Übersetzer die Gräfin Edling als die Inspiratorin seines Vorhabens. Sie sei, ausgezeichnet durch Bildung und Großzügigkeit, der Schmuck Weimars, des deutschen Athens. Goethe aber urteilte über die Übersetzung: „Wunderbar genug, wenn man das Stück in dieser Sprache betrachtet, so drückt es ganz eigentlich die sehnsüchtigen Gefühle eines reisenden oder verbannten Griechen aus; denn die allgemeine Sehnsucht nach dem Vaterlande ist hier unter der Sehnsucht nach Griechenland als dem einzig menschlich gebildeten Lande ganz spezifisch ausgedrückt." Papadopulos war es nicht beschieden, seine Heimat wiederzusehen; er starb 1819 auf dem Wege nach Griechenland in Wien.

Die Badereisen, die zu unternehmen sich Goethe in der zweiten Lebenshälfte veranlaßt sah, erbrachten in mehrfacher Hinsicht Griechenbegegnungen. Im Sommer 1815 traf er in Wiesbaden den westfälischen Adligen Werner von Haxthausen (1780–1842), der als Arzt in einem Londoner Seemannshospital aus dem Munde griechischer Matrosen Volkslieder gesammelt hatte. Goethe vertiefte sich in die Texte und bezeichnete diese in einem Briefe an seinen Sohn vom 10. Juli 1815 als das Köstlichste „ in dem Sinne der lyrisch-dramatisch-epischen Poesie" , „was wir kennen (und doch eben Volkslieder)" , und die seitherige Forschung hat diese Einschätzung vollauf bestätigt.[10] Verständlicherweise drängte Goethe Haxthausen, seine Sammlung zu publizieren; doch dieses Drängen blieb vergebens, und erst 1935 konnten die Texte aus dem Nachlaß Haxthausens herausgegeben werden.

Dennoch fühlte sich Goethe von dem Gegenstande weiterhin angezogen. 1817 empfing er in Weimar den französischen Philosophen Victor Cousin, und dieser veranlaßte den philhellenischen Redakteur I. A. Buchon, Goethe weiteres Textmaterial, darunter bislang unveröffentlichte Klephtenlieder, zugänglich zu machen. Goethe war von dem Übermittelten aufs neue fasziniert und ließ 1823 in seiner Zeitschrift „ Über Kunst und Altertum" sechs Klephtenlieder in deutscher Übersetzung erscheinen mit dem Bemerken: „

Man wird die kräftigen Kontraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildnis und einer zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Übergewalt bewundern." Daß die wissenschaftliche Ausgabe von Charles Fauriel mit dem Titel „Chants populaires de la Grèce moderne" 1824/25 der geplanten Edition Haxthausens zuvorkam, nahm Goethe nicht ohne Verdruß zur Kenntnis. Dann aber obsiegte doch die Freude über das Neugewonnene, das er partiell poetisch nachgestaltete – unter dem Titel „Neugriechische Liebe-Skolien", die 1827 im Druck erschienen. Goethes Interesse an der neugriechischen Volkspoesie blieb auch in der Folgezeit ungebrochen; das zeigen seine zusammenfassenden Rezensionen der unter dem Signum des Philhellenismus stehenden Veröffentlichungen von Carl Iken („Leukothea", 1825) und Karl Theodor Kind (Neugriechische Volkslieder, 1827).

Bei der Badekur in Wiesbaden hatte Goethe die Bekanntschaft Haxthausens gemacht, die ihm einerseits wertvolle Anregungen, andererseits Verdruß über die Lethargie des neuen Partners brachte; frei von solchem Verdruß blieb der Kontakt zu dem obenerwähnten Grafen Johannes Kapodistrias. Die Verbindung wurde 1818 in Karlsbad angeknüpft, wo beide Persönlichkeiten zur Kur weilten. Kapodistrias war zu jener Zeit russischer Staatssekretär des Auswärtigen, also auch in seiner gesellschaftlichen Position mit Goethe vergleichbar. Beide wohnten im selben Hause, und Goethe schenkte dem „ bedeutenden Manne" , als den er den Griechen einschätzte, die Iphigenienübersetzung des Studenten Papadopulos.

Kapodistrias hat Goethe noch zweimal in Weimar besucht. Das erste Mal im Dezember 1822. Der Graf hatte auf unbestimmte Zeit Urlaub genommen, nachdem ihm die Ereignisse von 1821 gezeigt hatten, daß Zar Alexander I., dem Metternichschen Legitimitätsprinzip folgend, die Hoffnung der Griechen auf Unterstützung ihres Befreiungskampfes von der Türkenherrschaft enttäuschte. Kapodistrias weilte damals in Genf und wartete seine Stunde ab. Diese sollte sich bald erfüllen; denn nach mancherlei Intrigen war Kapodistrias am 11. April 1827 durch die Nationalversammmlung von Troizen auf sieben Jahre zum Oberhaupt des zu errichtenden griechischen Staates bestimmt worden. Um sich bei den europäischen Höfen für seine, wie ihm bewußt war, recht diffizile Aufgabe den notwendigen Rückhalt zu schaffen, unternahm der Graf eine weitläufige Reise, die in Paris begann und in Petersburg endete; in Weimar traf der neugeküte Staatschef aufs neue

mit Goethe zusammen sowie mit dem Freiherrn vom Stein, der von Berlin hergekommen war. Leider ist über die Unterredungen, welche die Genannten miteinander führten, nichts überliefert. Sicher ist dagegen, daß Goethes Interesse an dem jungen hellenischen Staat geweckt war. Davon zeugt eine gutbelegte Lektüre aus dem gleichen Jahr 1827.

In diesem Jahr 1827 hatte der Phanariot Jacovaky Rizo Neroulos, vormals Ministerpräsident der Moldau und seit dem griechischen Aufstand im Exil in der Schweiz lebend, Genfer Vorlesungen unter dem Titel „Cours de la littérature grecque moderne" herausgeben lassen. Goethe erhielt das Buch am 20. September und machte sich sogleich an die Lektüre. Bekanntlich prägte er in jener Zeit den Terminus Weltliteratur. Heutzutage wird unter Weltliteratur für gewöhnlich der Kanon der über den Bereich der Nationalliteratur hinauswirkenden Meisterwerke verstanden, Goethe dagegen begriff als Weltliteratur primär den Zustand weltweiter literarischer Kommunikation.[11] Im Hinblick auf diese Konzeption hätte man erwarten können, daß Goethe die Materialien jener ersten Geschichte der neugriechischen Literatur (freilich unter phanariotischem Gesichtswinkel gesehen) für seine eigene Theorie genutzt haben würde. Doch das geschieht in keiner Weise; vielmehr überschlägt er gerade diese Partien der Vorlesungen von Neroulos, um sich dafür um so ausgiebiger dem Phanariotentum als einem wesentlichen Träger des zuzuwenden – und demgemäß auch in der Besprechung, die er dem „Cours de la littérature grecque moderne" widmete.

Solches Interesse galt nicht nur der Geschichte und Zeitgeschichte Griechenlands, sondern nicht minder seiner Geographie und Topographie. Die im antiken Sparta spielende Helenaszene im zweiten Teil des „Faust" wird in ihrer Endfassung nur verständlich auf dem Hintergrund des griechischen Befreiungskampfes. Um sie zu gestalten, studierte Goethe eine Vielzahl von Reisewerken, die ihm die Weimarer Bibliothek an die Hand gab, und die Passage wurde zugleich eine Ehrung für den britischen Philhellenen Lord Byron, der für die griechische Freiheit sein Leben opferte.

Indes galt Goethes Aufmerksamkeit nicht allein der Gründergeneration des neugriechischen Staates. Auf Empfehlung Bettina von Arnims empfing er im Oktober 1825 den jungen Juristen Konstantinos Schinas, 1801 in einer Phanariotenfamilie in Konstantinopel geboren. Schinas wurde hernach in seiner Heimat Kultus- und Justizminister und 1837 Gründungsrektor der

Universität Athen; unsere Akademie wählte ihn 1851 – also Jahre nach Goethes Tod – zum Mitglied[12].

Goethe lehnte es ab, ein Philhellene genannt zu werden; die äußerliche Betriebsamkeit, die sich eine Zeitlang auch am Weimarischen Hofe mit der Bewegung verband, war ihm augenscheinlich zuwider. Aber er bekannte sich zu der Zonen umfassenden Kontinuität des Griechentums, die er in entscheidenden Phasen festhielt, indem er 1818 im Zusammenhang mit den in Jena studierenden Griechen die knappe Aussage traf: „Es ist ein wunderbarer Trieb in dieser Nation" .

Anmerkungen

1 Ernst Grumach, Goethe und die Antike, Potsdam 1949.
2 Zum Terminus Antikebegegnung vgl. Johannes Irmscher, Probleme der Aneignung des antiken Erbes, Berlin 1976, 8.
3 Grumach a.a.O. 2, 1949, 971ff.
4 Grumach a.a.O. 2, 1051ff.
5 Johannes Irmscher, Zum Problem der Kontinuiät in der Geschichte Griechenlands, Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 12, 1963, 833ff.
6 siehe besonderes Blatt!
7 Goethe, Sämmtliche Werke, 4, Stuttgart 1866, 89.
8 Johannes Irmscher, Kulturgeschichte des griechischen Volkes, Amsterdam 1996, 181ff.
9 Irmscher a.a.O. 169f.
10 Vgl. z.B. Hedwig Lüdeke, Im Paradies der Volksdichtung, Berlin 1948, passim.
11 Kurt Böttcher et alii, Geflügelte Worte, Leipzig 1981, 410f.
12 Johannes Irmscher in: Wolfgang Steinitz et alii, Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen, Berlin 1966, 446.

Mitteilung

Manfred Neuhaus

Zum Stand der Arbeit an der Marx-Engels-Gesamtausgabe*

Es grenzt an ein Wunder, daß es couragierten Gelehrten aus Ost und West, von denen einige heute unter uns weilen, gelungen ist, die Marx-Engels-Gesamtausgabe in einen akademischen Hafen zu steuern. Ohne das Engagement von Joachim Hermann, Walter Schmidt und Hermann Klenner wäre unser Schifflein 1990 in der Brandung zerschellt.

Im Ensemble der Langzeitvorhaben der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zählt die MEGA zu den jüngeren Unternehmungen. Als der Ältere ihrer beiden Textschöpfer geboren wird, sichtet August Boeckh schon drei Jahre das epigraphische Material für seine berühmten Inscriptiones Graecae. Die Geschichte der MEGA beginnt ein reichliches Jahrhundert später. Martin Hundt hat vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften die wichtigsten Stationen bis zur Gründung der Internationalen Marx-Engels-Stiftung Amsterdam (IMES) nachgezeichnet. Gestatten Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf die seither erschienenen Bände lenke.

Nach langwierigen Verhandlungen hat der Akademie Verlag am 11. November 1998 die verlegerische Betreuung der MECA vom Karl Dietz Verlag übernommen. Eine gemeinsame Presseerklärung der IMES und beider Berliner Verlage vom 6. Oktober 1998 bezeugt, daß der Verlagswechsel in allseitigen Einvernehmen vollzogen wurde. Die IMES, so heißt es darin, „hat von Anfang an danach gestrebt, die MEGA aus jeder parteipolitischen Bindung zu lösen. Trotz anerkennenswerter Unterstützung durch den Dietz Verlag hat sie sich daher schließlich auch für einen Wechsel des Verlages entschieden. Der Akademie Verlag ist ein erfahrener Wissenschaftsverlag, der durch die von ihm betreuten Editionen weltweit bekannt ist." Der Verlagswechsel der MEGA wurde im Feuilleton ausgiebig kommentiert. Das Credo hat Ulrich Raulff in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom

* Kurzmitteilung, vorgetragen vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 16. Dezember 1999

7. Oktober 1998 formuliert: „Entpolitisierung, Internationalisierung und Akademisierung lauteten die drei Wünsche, die sich mit dem Fortgang der Arbeit an der MEGA verbanden. Mit dem Weggang vom Dietz Verlag durfte der erste erfüllt sein: Der Philologie wurde der letzt Giftzahn des Parteigängertums gezogen. Die Erfüllung des dritten garantiert die Unterbringung beim Akademie Verlag. Dort rangieren die blauen Bände nun zwischen den Großausgaben von Aristoteles, Leibniz, Wieland, Forster und Aby Warburg Klassiker unter sich.

Als erster MEGA-Band im Akademie Verlag erschien im Dezember 1998 der Band IV/3. Er enthält Marx' Notizbuch aus den Jahren 1844–1847 und acht Exzerpthefte. Sowohl das Notizbuch mit der Urfassung der „Thesen über Feuerbach" als auch die meisten der acht Hefte, vornehmlich aus Marxens Brüsseler Schaffensperiode, werden erstmals vollständig veröffentlicht. Den ersten neuen Band nach einer vierjährigen Erscheinungspause verdanken wir den Moskauer Editoren Georgij Bagaturija, Lev *Èurbanov*, Ol'ga Koroleva, Ljudmila Vasina und deren Amsterdamer Kollegen Jürgen Rojahn. Bei der Satzvorbereitung, und der Herstellung dieses Bandes – und darin bestand der entscheidende Part der Arbeitsstelle an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften – wurden neue Wege beschritten. Die Edition, so hatte Gerhard Seidel vor drei Jahrzehnten die Situation und die Entwicklungsperspektiven auf seinem Fachgebiet pointiert beschrieben, „befindet sich noch im Stadium der Manufaktur, sie muß in das Stadium der Industrialisierung gelangen. Die Zettelkästen der Gelehrten von einst können kein Vorbild mehr sein; sie müssen durch moderne Karteien, wohlgeordnete Archive und noch leistungsfähigere Datenspeicher ersetzt werden. Der ‚Privatgelehrte', der – oft neben seiner Brotarbeit und gegen unglaublich geringe materielle Vergütung – zwanzig oder dreißig Jahre seines Lebens einer Edition geopfert hat, kann die heute verlangte Arbeit in ihrem notwendigen Umfang und in der erforderlichen Zeit nicht mehr leisten."

In enger Kooperation mit einem innovativen Tübinger Satzunternehmen und dem Akademie Verlag ist es gelungen, die Editions- und Forschungsarbeit auf eine moderne technologische Basis zu stellen und sie mit Satz und Druck elektronisch zu verketten, ohne der meisterlichen Typographie und Buchästhetik von Albert Kapr zu entraten. Auf diese Weise konnten 1999 erstmals wieder zwei neue Bände gedruckt werden. Es ist mehr als ein

glücklicher Zufall, daß ich Ihnen Signalexemplare der heute erscheinenden Bände 31 und 32 der Vierten Abteilung präsentieren kann.

Obwohl Marx sich in allen Perioden seines Schaffens auch mit Naturwissenschaften befaßt hat, bilden diese Studien bis heute eine wenig beachtete Seite seiner theoretischen Arbeit. Der Band IV/31 kann hier Abhilfe schaffen. Er dokumentiert, daß sich Marx in seinen letzten Schaffensjahren intensiv mit Physiologie, Mineralogie, Geologie, Chemie und Physik befaßt hat. Den größten Teil des Bandes nehme' seine Exzerpte und Notizen zur anorganischen und organischen Chemie ein. Marx zieht einschlägige Standardwerke jener Zeit (Lothar Meyer, Henry Enfield Roscoe, Carl Schorlemmer, Wilhelm Friedrich Kühne), auch Schriften zur Physik (Benjamin Witzschel), Physiologie (Ludimar Hermann, Johannes Ranke) und Geologie (Joseph Beete Jukes) zu Rate. Der zweite Teil des neuen Bandes enthält zwei Exzerpthefte mit Auszügen aus Werken von Hermann von Helmholtz und anderer Gelehrter, die Engels während seiner Arbeit an der „Dialektik der Natur" angelegt hat. Die historisch-kritische Darbietung der bisher unveröffentlichten und weitgehend unbekannten Exzerpte und Notizen eröffnet neue Perspektiven in der Sicht auf das Œuvre von Marx und Engels und deren Stellung in der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Der Band wurde von den Berliner Editoren Anneliese Griese, Friederun Fessen, Peter Jäckel und Gerd Pawelzig bearbeitet, Hubert Laitko und Hans-Werner Schütt haben ihn begutachtet.

Die Bibliotheken bedeutender Autoren, Künstler und Gelehrter stehen seit langem im Blickfeld von Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, Rezeptions- und Leserforschung. Zu den großen Autoren, deren Buchbesitz und Lektüren besonders neugierig machen, dürften neben Voltaire, Nietzsche, Freud und Aby Warburg auch Marx und Engels gehören. „Bookworming" – „in Büchern wühlen" – sei seine Lieblingsbeschäftigung, hatte Marx der ältesten Tochter Jenny auf die entsprechende Frage eines beliebten Gesellschaftsspiels im Dezember 1867 bekannt. „Du wirst Dir sicher einbilden, mein liebes Kind, daß ich Bücher sehr liebe, weil ich Dich zu einer so ungelegenen Zeit damit belästige", schrieb er einige Monate darauf seiner in Paris die Flitterwochen verbringenden Tochter Laura, um dann mit dem Unterton bitterer Selbstironie fortzufahren: „Aber Du wärst sehr im Irrtum. Ich bin eine Maschine, dazu verdammt, sie zu verschlingen und sie dann in veränderter Form auf den Dunghaufen der Geschichte zu werfen." (Marx an Laura Lafargue, 11. April 1868)

Im Akademie Verlag, der seit 1979 das Marginalienkorpus der siebentausend Bände umfassenden Bibliothek Voltaires veröffentlicht, erscheint heute das Bestandsverzeichnis der Bibliotheken von Marx und Engels. Als Ergebnis eines dreiviertel Jahrhunderts Forschungs- und Sucharbeit dokumentiert der neue MEGA-Band die Mitte der 1920er Jahre im Berliner Parteiarchiv der SPD begonnene und im Zuge der Weiterführung der Marx-Engels-Gesamtausgabe unter den Auspizien der Internationalen Marx-Engels-Stiftung Amsterdam und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften vorgenommene Rekonstruktion des Buchbesitzes von Marx und Engels. Mit 1450 wiederaufgefundenen Titeln *ex libris* Marx und Engels in mehr als 2100 Bänden konnten annähernd zwei Drittel des angenommenen ursprünglichen Bestandes ihrer Bibliotheken identifiziert werden. Von diesen 2100 Bänden enthalten 800 auf ca. 40 000 Buchseiten Anstreichungen und Randbemerkungen von Marx und Engels, die viele Details ihrer biographie intellectuelle und der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts erhellen. Sie bezeugen, daß Marx im Umgang mit Literatur ein Wahlverwandter Voltaires, ein leidenschaftlicher Leser nicht nur im Hinblick auf den immensen Umfang und die Vielseitigkeit seiner Studien. sondern auch im Sinne einer ungemein impulsiven Lektürepraxis war.

Als Marx starb, hatte Engels den Hauptbestand der Büchersammlung seines Freundes übernommen und mit seiner eigenen Bibliothek vereinigt. Nach Engels' Tod größtenteils in der Bibliothek der SPD in Berlin aufgegangen. nach Beschlagnahme des sozialdemokratischen Parteivermögens 1933 zerstreut und in langjähriger Sucharbeit nunmehr rekonstruiert und als Katalog beschrieben, repräsentieren die Privatbibliotheken von Marx und Engels den Typus der Gelehrtenbibliothek des 19. Jahrhunderts: Sie sind Universalbibliotheken, keine Spezialbibliotheken, spiegeln allerdings das Emigrantenschicksal ihrer Besitzer. Was Marx und Engels als Frucht ihres ungewöhnlichen Lesehungers lebenslang an Büchern zusammengetragen haben, waren Arbeitsbibliotheken, dazu geschaffen, das für die eigene wissenschaftliche, publizistische und politische Tätigkeit Benötigte rasch greifbar zu haben und die intensive Nutzung öffentlicher Bibliotheken, im Falle von Marx insbesondere des berühmten British Museum, zu ergänzen. Im Laufe der Jahrzehnte hatten sich seine Bücherregale, aufbauend auf einem Grundstock aus der väterlichen Bibliothek, ergänzt durch Erwerbungen und durch Geschenke von Freunden, Schriftstellern und Wissenschaft-

lern aus aller Welt, mit Ausgaben bedeutender Werke der Ökonomie und Wirtschaftsgeschichte, der Philosophie, der Sozial-, aber auch der Naturwissenschaften, der allgemeinen Geschichte sowie der Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung gefüllt. Neben Lexika sowie Wörter- und Lehrbüchern verschiedener Sprachen, haben Marx und Engels Memoiren und Biographien, literaturwissenschaftliche Abhandlungen und viel Klassisches aus dem Bereich der schönen Literatur zusammengetragen. Während Marx' besonderes Interesse Veröffentlichungen zur Sozial-, Wirtschafts- und Agrargeschichte sowie zu Gegenwartsproblemen Rußlands galt, sammelte Engels vor allem militärwissenschaftliche Publikationen. Insgesamt finden sich in den rekonstruierten Bibliotheken Bücher in zehn Sprachen, ein reichliches Drittel des Bestandes sind deutschsprachige Titel. Jeweils ein Viertel der Bücher sind englisch- und französischsprachig, daneben stellen 232 Titel in kyrillischer Schrift einen vierten sprachlichen Schwerpunkt dar.

Das annotierte Verzeichnis des ermittelten Bestandes der Bibliotheken von Marx und Engels entstand als Vorauspublikation zum MEGA-Band IV/32, der den Bibliothekskatalog durch die kontextbezogene Edition der textlichen Marginalien sowie wissenschafts- und werkgeschichtliche Kommentare auf der Grundlage der dann vollständig vorliegenden Gesamtausgabe ergänzen wird. Es wurde von Hans-Peter Harstick, Richard Sperl und Hanno Strauß in Kooperation mit Gerald Hubmann, Karl-Ludwig König, Larisa *Mis'kevič* und Ninel' Rumjanceva bearbeitet.

Lassen Sie mich mit einem Wort von Hans-Martin Lohmann schließen: „Die MEGA ist im wahrsten Wortsinne ein Säkularunternehmen, und ihr Anfang, ihr Scheitern und ihr Wiederauferstehen spiegeln geradezu paradigmatisch die geschichtlichen Tragödien des 20. Jahrhunderts wider. Wenn sie, wie der Editionsfahrplan vorsieht, um das Jahr 2015 abgeschlossen sein wird, werden es ziemlich exakt hundert Jahre gewesen sein, die nötig waren, um das Werk von Marx und Engels der lesenden Öffentlichkeit originalgetreu, das heißt unzensiert, zu erschließen."

Literatur

Eine detaillierte Übersicht zu Struktur und Bearbeitungsstand der MEGA ist im Internet abrufbar: http://www.bbaw.de/vh/mega. Sie enthält für alle vier Abteilungen präzise Angaben zur Thematik sowie chronologischen Einordnung der noch ausstehenden Bände und verzeichnet die internationale Presseresonanz auf die im Akademie Verlag erschienenen neuen Bände: *Karl Marx/Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA) Hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung. Vierte Abteilung: Exzerpte, Notizen, Marginalien. Band 3: Karl Marx: Exzerpte und Notizen. Sommer 1844 bis Anfang 1847. Berlin: Akademie Verlag 1998, 866 S.; Band 31: Karl Marx / Friedrich Engels: Naturwissenschaftliche Exzerpte und Notizen. Mitte 1877 bis Anfang 1883. 1999, 1055 S.; Vorauspublikation zu Band 32: Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Annotiertes Verzeichnis des ermittelten Bestandes. 1999, 738 S.*

Axel Honneth: Aus der Werkstatt eines kritischen Gelehrten. Die Marx-Engels-Ausgabe wird im Akademie-Verlag fortgesetzt. In: „Frankfurter Rundschau" vom 13. März 1999, S. 3 (Zeit und Bild), Martin Hundt: MEGA – Geschichte, Lage, Zukunft. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 19(1997)4, S. 107–128; Hans-Martin Lohmann: Säkulares Unternehmen. Ein überfälliger Akt historischer Gerechtigkeit: Die Fortsetzung der Marx/Engels Gesamtausgabe. In: „Die Zeit" vom 25. Februar 1999, S. 52; Ulrich Raulff: Unter Klassikern. Die Marx-Engels-Gesamtausgabe geht an den Akademie Verlag. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung" vom 7. Oktober 1998, S.41; Jürgen Rojahn: Edition im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft (Marx/Engels). In: Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Die Funktion von Editionen in Wissenschaft und Gesellschaft. Ringvorlesung des Studiengebiets Editionswissenschaft an der Freien Universität Berlin. Berlin 1998, S. 133–204; Gerhard Seidel: Bertolt Brecht Arbeitsweise und Edition. Das literarische Werk als Prozeß. Berlin 1977, S. 36f.